

Preis: 20 Pfennig
Litauen und Memelgebiet 20 Pfg
Ausland mit ermäß. Porto 30 Pfg
Danzig 30 Guldenpfennig

11. JAHRGANG / FOLGE 51 / DONNERSTAG, 17. DEZEMBER 1936

JB Illustrierter Beobachter

VERLAG FRANZ EHER NACHF. G.M.B.H. MÜNCHEN 2 NO

Schlachtschiff „Gneisenau", die jüngste Einheit der neuen deutschen Flotte Adolf Hitlers,
läuft in Anwesenheit des Führers in Kiel vom Stapel.

Sonderaufnahmen für den „J.B" von Heinrich Hoffmann



Stapellauf des Schlachtschiffes „Gneisenau“ in Kiel.
Der Führer begrüßt Vizeadmiral Bastian, Chef des Allgemeinen Marineamts im Oberkommando der Kriegsmarine, und die neben diesem stehende Witwe des bei den Falklandinseln gefallenen Kommandanten des Kreuzers „Gneisenau“, Frau Märker.

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

„Sei treu!

Künde die Macht und das Ansehen des Dritten Reiches an fernen Küsten!“

Ein Ehrentag für die deutsche Kriegsmarine war der Stapellauf des Schlachtschiffes, das dazu ausersehen wurde, einen in der deutschen Kriegsgeschichte ausgezeichneten Namen zu führen.



Der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Freiherr von Fritsch, hält die Taufrede.
Die Rede knüpfte an das Wort Neithardt von Gneisenaus an: „Begeistere du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für das Recht!“



Auf der Fahrt zur Werft an Bord der Stationsjacht „Nixe“.
Der Führer mit Generaladmiral Raeder und Stabschef Lutze; rechts: Admiral Albrecht, Kommandierender Admiral der Marinestation der Ostsee; in der Reihe hinter dem Führer: Botschafter von Papen und Flottenchef Admiral Foerster.







Der Führer auf der Taufkanzel.
Rechts von ihm Frau Märker, die Witwe des gefallenen Kommandanten des Kreuzers „Gneisenau", die das neue Schlachtschiff taufte.

Links: Ein Blick über die Menge der Werftarbeiter und Gäste im Augenblick des Stapellaufes.



Adolf Hitler begrüßt die Überlebenden von „U 18" auf dem Werftgelände.





Der Kampf um Madrid hat dem Befreiungswerke Francos neue Bahnen gewiesen. Aus einer offenen Stadt, deren militärisches Schicksal nach den Regeln der Kriegskunst durch die im freien Felde kämpfenden Streitkräfte entschieden werden mußte, ist eine eigenartige Festung geworden, in die die sowjetrussischen Befehlshaber der spanischen Kommunisten alles verfügbare Menschen- und Kriegsmaterial geworfen haben. Während es den nationalistischen Heerführern nicht gleichgültig sein kann, ob die Hauptstadt Spaniens in einen Trümmerhaufen verwandelt wird, erweisen sich die roten Horden als gelehrige Schüler Moskaus, dessen Weg über Blutströme und Ruinen führt. So sieht sich die nationalistische Heerführung vor die Aufgabe gestellt, den Kampfwillen der Roten durch systematische Säuberung der Vorstädte zu zermürben, um zu vermeiden, daß durch einen voreiligen Angriff auf die Innenstadt unnötige Blutverluste entstehen

Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Weibliche Falangisten auf dem Wege zu einer Kundgebung in Toledo.

In den von den Nationalisten eroberten Gebieten macht die Organisation der Jugend günstige Fortschritte. Alle scharen sich um die Fahnen der Falangisten, um nie wieder eine rote Schreckensherrschaft erleben zu müssen.



Rechts:
Auf dem Wege zur Front

Ein Kennzeichen der Frontenerstarrung ist der erhöhte Bedarf an behelfsmäßigem Baumaterial. Während die roten Horden Monate hindurch Zeit hatten, Madrid zu einer Festung besonderer Art auszubauen, müssen Francos Streitkräfte einen ständigen Nachschub an Holz, Eisen und Zement unterhalten.

Franco vor Madrid



Unser Sonderberichterstatter Roland E. Strunk in der vordersten nationalistischen Linie vor Madrid im Gespräch mit dem Abschnittskommandeur.



Volle Fliegerdeckung! Die kleinste Bodenrinne wird geschätzt, wenn feindliche Flieger die Gegend unsicher machen.



Links: Eine Befehlsstelle mit Scherenfernrohr nahe der vordersten Linie der Nationalisten. Im Hintergrund Madrid. Vor den Sandsäcken wieder Roland Strunk und der Abschnittskommandeur.

Mord-Prozeß David Frankfurter in Chur



Auf dem Wege zur Verhandlung.

Frhr. v. Bibra, der deutsche Geschäftsträger in der Schweiz, und Amtsleiter Dr. Koderle.

Der Verteidiger des jüdischen Mordbuben

Der Schweizer Advokat Dr. Curti



Blick in den großen Ratssaal während der Verhandlung:

Ganz vorne David Frankfurter (×), in der nächsten Bank, ganz links, sein Verteidiger Dr. Curti.



Vor dem Gerichtsgebäude in Chur:

Prof. Dr. Rudolf Thiele, Berlin, der von der Vertretung Frau Gustloffs zugezogene deutsche Psychiater, und der Vertreter der Nebenklägerin Frau Gustloff, Dr. Ursprung, Zurzach.



Blick auf das große Kantonsgericht in Chur, wo die Verhandlung stattfand.

Aufnahmen: Associated Press (3), Weltbild (2).



Ein unveröffentlichtes Bild von Wilhelm Gustloff aus der Kampfzeit.

Im Garten des Braunen Hauses zu München. Dieses Bild wurde nach einer Besprechung im Braunen Hause aufgenommen, die zur Gründung der Auslandsorganisation führte. An dieser Zusammenkunft nahm auch Wilhelm Gustloff teil; das Bild zeigt ihn neben Rudolf Heß; im Vordergrund Dr. Ley.

Die Tage in Chur dienten nicht nur der formalen Aufhellung einer der verabscheuungswürdigsten Untaten der Weltgeschichte, sondern auch der Klärung zweier Fronten: des nationalen Sozialismus und des internationalen Judentums, welch letzteres sich zur Erreichung seiner eigennützigen Ziele aller möglichen Wirtschafts- und Staatsformen bedient Nicht zuletzt aber der Presse mit ihren, in den demokratischen Staaten auch heute noch unbegrenzten Möglichkeiten einer planvollen Verhetzung. In Chur stand neben dem Mörder Frankfurter als dem sichtbaren Vertreter der jüdischen Rasse unsichtbar der unheilvolle Geist der Zersetzung vor den Schranken des Gerichts, der Zersetzung, die jedes Volk der Vernichtung zuführen wird, wenn es nicht erkennt, wohin eine schrankenlose Freiheit der Presse führt Wenn die Verteidigung Frankfurters auch meist mit Gefühlsmomenten zu arbeiten versuchte, so mußten sich doch alle sachlichen Beurteiler des Prozesses darüber klar werden, daß das Judentum sich in der Rolle des Angreifers gefällt und ohne Rücksicht auf seine Gaststaaten Verwicklungen herbeizuführen sucht, um seinen eigennützigen Belangen zu dienen. Der Prozeß gegen den jüdischen Mörder Frankfurter war ein Warnungssignal für alle diejenigen Staaten, die es für zweckmäßig halten, das entwurzelte Juden- und Emigrantentum nach Belieben schalten und walten zu lassen.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann

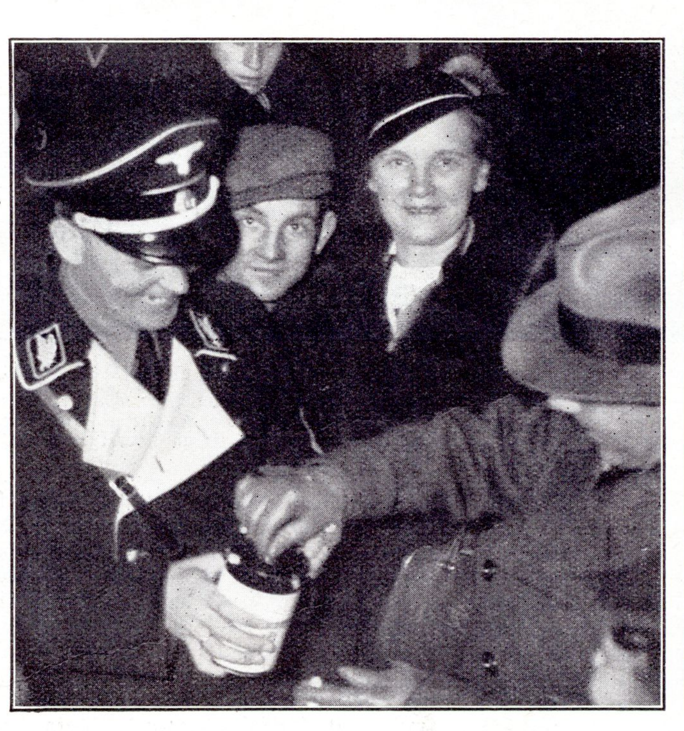
Als Krönung ihrer Sammeltätigkeit erhielt Leni Riefenstahl vom Führer eine Sonderspende.

DAS DEUTSCHE VOLK BEGEHT DEN TAG DER KAMERADSCHAFT UND OPFERT 5,36 MILLIONEN DEM WHW

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann (8), Schmauß (1), Mantler (1)



Der Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen, Dr.-Ing. Fritz Todt sammelte bei Ramersdorf am Anfang der Reichsautobahn München—Landesgrenze.



Flugkapitän Bauer, der Pilot des Führers, erfreute sich beim Sammeln „Unter den Linden" regen Zuspruchs



SA.-Obergruppenführer Brückner, persönlicher Adjutant des Führers, hatte allen Grund, mit dem Erfolg seiner Tätigkeit zufrieden zu sein.



Gauleiter Dr. Goebbels
erhält an diesem Tage von seinen Berlinern zahllose und greifbare Beweise seiner Beliebtheit.



Der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß,
kam beim Sammeln auf dem Hermannplatz in Berlin gewaltig ins Gedränge.
Es war nicht leicht, all die Spenden entgegenzunehmen.



Der Münchener Polizeipräsident Freiherr von Eberstein appellierte nicht vergebens an das „goldene Münchener Herz“.



Der Leiter des Winterhilfswerkes, Hilgenfeldt, erfuhr gerade an diesem Tage wieder, daß Spenden eine Herzenssache ist.

Links: Gruppenführer Oldenbourg vom NSKK. wurde von den Münchener Straßenpassanten nicht so leicht übersehen.

Ein Markstein in der Geschichte der Volksgemeinschaft ist alljährlich der Tag der Nationalen Solidarität, der die führenden Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens mit der Sammelbüchse auf den Straßen sieht. Welcher Beliebtheit sich diese Einrichtung erfreut, beweist der jährlich wachsende Ertrag.



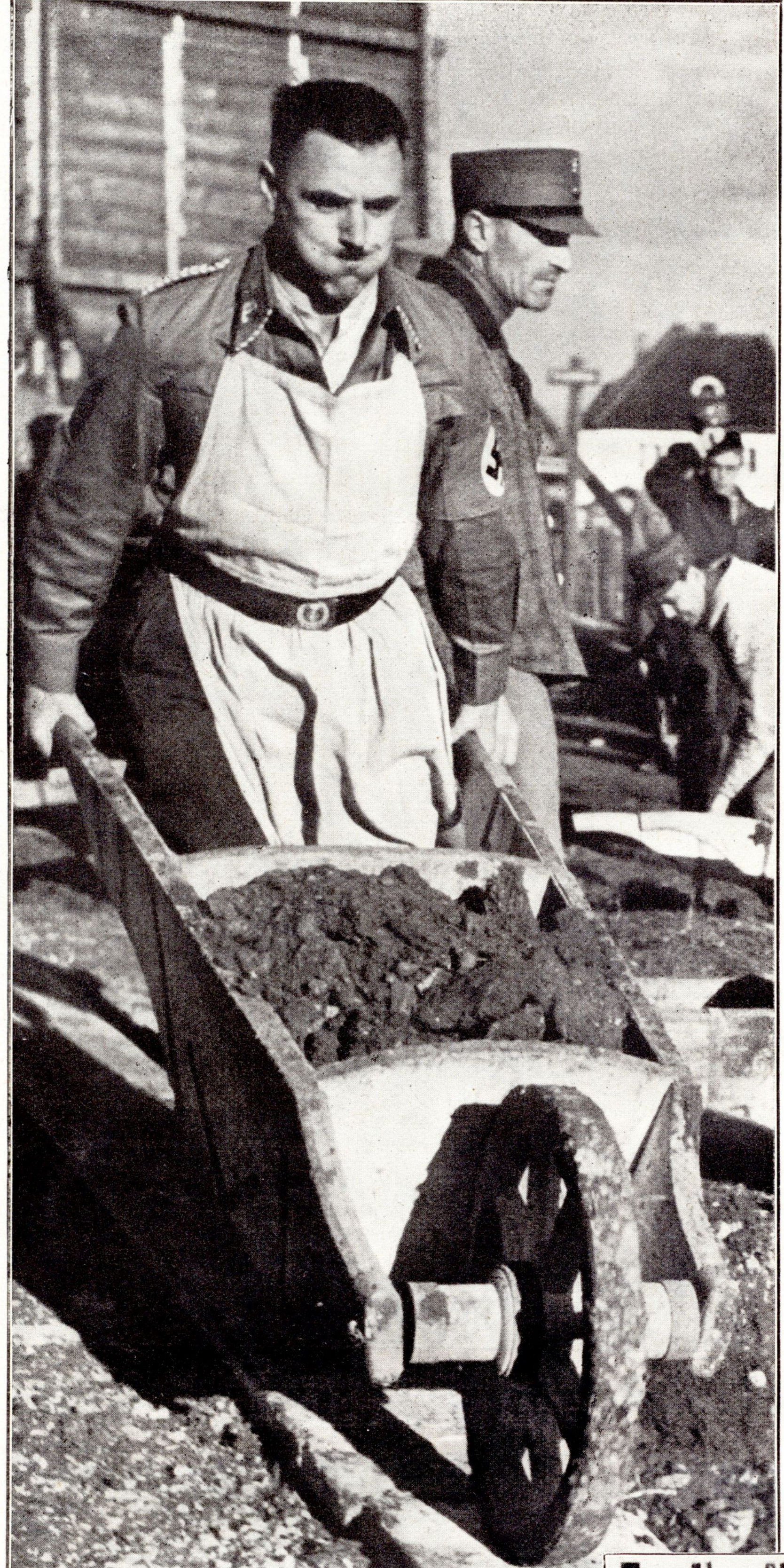
Oberbürgermeister Fiehler
nimmt die Spende einer Jung-Münchnerin in Empfang.

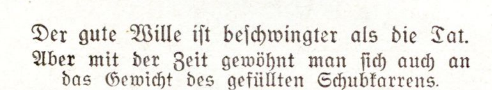
Der Sonntag wird der Volksgemeinschaft geopfert:

SA baut eine Straße für die Kriegsopfer-Siedlung

Vorbildlicher Kameradschaftsgeist schafft ein dauerndes Werk des Friedens zum Segen jener, die für die Volksgenossen ihre Gesundheit geopfert haben.

Sämtliche Aufnahmen: H. Fr. Engel, München.





Der gute Wille ist beschwingter als die Tat. Aber mit der Zeit gewöhnt man sich auch an das Gewicht des gefüllten Schubkarrens.



Feier-Feierabend! Am nächsten Sonntag wird weitergearbeitet.

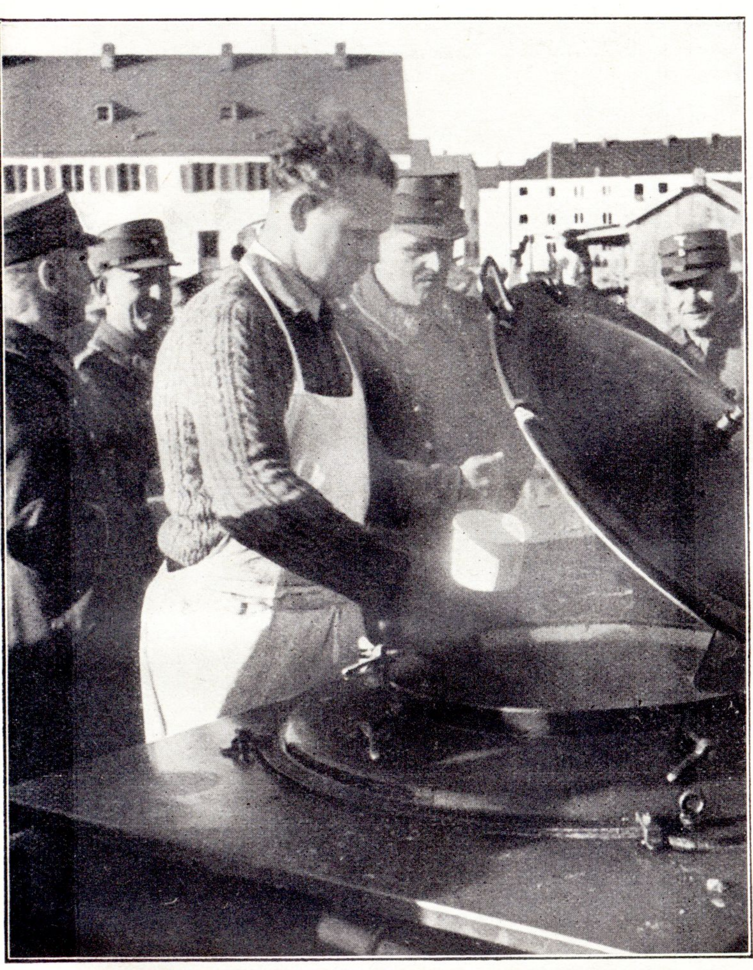


Ein Arbeitstrupp marschiert zur Baustelle.



Der Dank der SA. an die Kriegsopfer. Ein Kriegsverletzter sieht mit seiner Familie zu, wie die SA.-Männer freiwillig und unentgeltlich für ihn eine Straße bauen.







Die Bestände der Gulaschkanone sind in kürzester Frist geräumt; dafür sorgt der gesegnete Appetit, der das verdienstvolle Tun der SA.-Männer harmonisch begleitet. Wer aber glaubt, daß der Musikzug es leichter hätte als die Männer mit der Hacke und dem Spaten, der täuscht sich. Denn **nicht nur** wird zum Essen aufgespielt, sondern auch zur Arbeit, wie unser unteres Bild zeigt.

Eduard VIII. zurückgetreten



Der Herzog von Kent, ein jüngerer Bruder der Könige Eduard und Georg.



Die Ankunft König Eduards VIII vor dem Gebäude der englischen Rundfunkgesellschaft. Am 1. März 1936 hielt König Eduard eine Rundfunkansprache an die Völker des britischen Weltreiches. 600 Millionen Menschen hörten die Worte ihres Königs.



Eine der letzten Regierungshandlungen Eduard VIII. war die Besichtigung der englischen Elendsgebiete. Unser Bild zeigt den König bei einer solchen Fahrt in Süd-Wales

Aufnahmen: Presse-Photo GmbH 3 Associated Press 2.



König Eduard VIII. (rechts) und sein Bruder, der Herzog von York und nunmehrige König Georg VI.

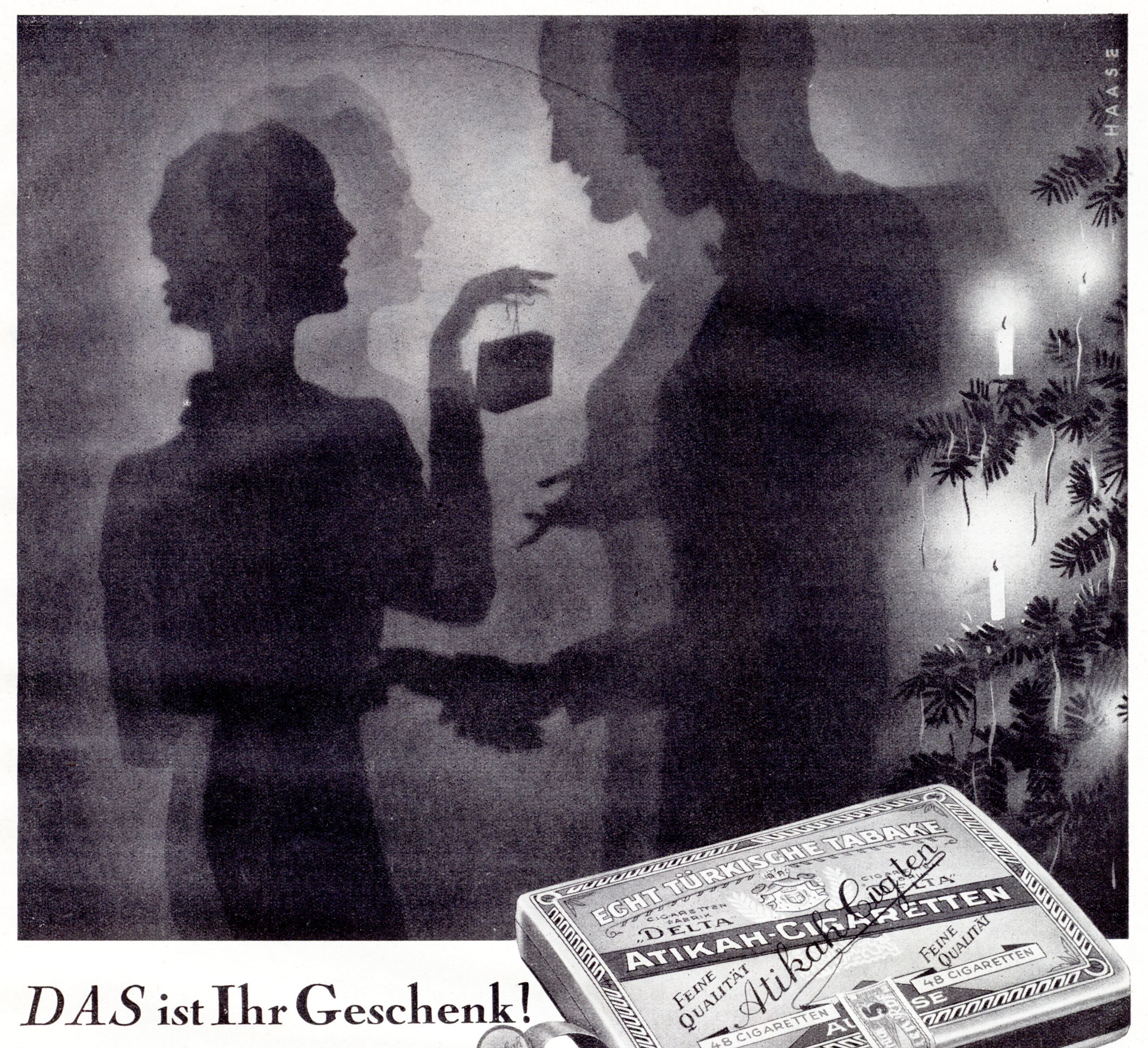
Im Sommer 1936 unternahm König Eduard eine Besichtigungsreise über ganz England, um sich von dem Zustande der militärischen Flughäfen zu überzeugen. Unser Bild zeigt ihn und seinen Bruder in der Uniform der britischen Luftwaffe nach der Besichtigung des Flughafens Hendon.

GEORG VI.
König von Großbritannien

Einer Familientradition entsprechend soll kein englischer König den Namen Albert führen



Rechts:
König Georg VI. im Kreise seiner Familie.
V. l. n. r.: Königin Elisabeth, Prinzessin Margaret Rose, König Georg, Prinzessin Elisabeth, die derzeitige Thronerbin.



DAS ist Ihr Geschenk!

Wirklich, Sie könnten keine passendere Gabe finden: nicht einfach irgend eine Alltagscigarette, sondern Atikah — die vornehme, hocharomatische Auslese-Cigarette. Sie zeigen mit der Wahl von Atikah, daß Sie mit Geschmack und Verständnis zu schenken wissen — daß Sie nicht lediglich einer Form genügen wollen, sondern eine wirkliche Aufmerksamkeit erweisen.

NEU!

Die eindrucksvolle, vornehme Geschenkpackung RM. 2.40

Das Lassoband schließt die Schachtel luftdicht ab. Deshalb können Sie unbedenklich einen größeren Vorrat an Atikah kaufen, weil die Cigaretten frisch bleiben und nichts von ihrem feinen Aroma verlieren.

ATIKAH

AUSLESE-CIGARETTEN

SELBSTVERSTÄNDLICH OHNE *MUNDSTÜCK*

WERDEN EINES IMPERIUMS

Der Auszug aus dem Werke des Marschalls De Bono „Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens" findet in dieser Folge seine zweite Fortsetzung. Die deutsche Übersetzung des durch seine fesselnde Schreibweise ausgezeichneten Buches erschien dieser Tage im Verlag C. H. Beck, München und Berlin im Buchhandel.

2. Fortsetzung.

Anordnungen und endgültige Arbeiten.

... Über die Lage beim Feind gegen Ende August besaßen wir nur folgende Informationen:

Ras Cassu Hailù und der Degiac Aileù Burrù hatten angeblich eine Verordnung ausrufen lassen, in welcher sie den Krieg gegen Italien für unvermeidlich erklärten. Die Bewaffneten sollten sich für den 22. August bereithalten; dieser Tag war für den Beginn der Feindseligkeiten festgesetzt worden.

In Adua sollte Ras Sejum einem gewissen Barambaras Gabre Cristhos (wahrscheinlich dem Sendboten des Kronprinzen) seinen Operationsplan anvertraut haben, der vorsah, daß man den Angriff der Italiener abwarten, sie durch einen falschen Aufmarsch irreführen und sie dann umgehen sollte. Es schien also, daß der Sejum sich nicht dem Willen des Negus fügen wollte, der das Tigre aufzugeben wünschte.

Aus der Unterredung sollte jedoch mit Deutlichkeit hervorgegangen sein, daß der Ras eine Überflutung seiner Länder durch schoanische Truppen befürchtete, die, wie er sagte, „mehr Schaden anrichten als Heuschreckenschwärme und Erdbeben".

Im Godjam sollte Ras Immerù den ihm unterstellten Häuptlingen befohlen haben, sich bereitzuhalten, um Mitte September mit ihren Soldaten an die Front zu gehen.

Im Harrar, im Ogaden, im Sidamo und im Djimma war die Mobilisierung und Truppenzusammenziehung in vollem Gange.

Man konnte also alle diese Gegenden als mobilisiert betrachten. Aber nicht alle Militärpflichtigen hatten gehorcht; besonders im Godjam hatten etliche Unteroffiziere zwar an ihre Mannschaften Waffen verteilt, aber sie schienen wenig Lust zu haben, sich in Bewegung zu setzen.

Die Truppenzusammenziehungen wurden durch den jammervollen Zustand der Verkehrswege, zumal in der Regenzeit, sehr erschwert.

Wir erhielten noch genauere Informationen über den feindlichen Aktionsplan an der eritreischen Front.

Das Heer sollte in zwei Säulen eingeteilt werden: eine in der Gegend Tembien-Makallè mit einer geringen Sicherung im Tigre. Ihre Aufgabe sollte es sein, die Italiener frontal zu binden. Die zweite Säule in den Gegenden Carsa—Bircutan und Adiabò sollte an unserem Flügel und in unserem Rücken eingesetzt werden und in die Kolonie eindringen.

Zwei weitere schwächere Heeresteile sollten die Reserve bilden und in der Gegend der Seen Aschangi und Tana verteilt werden. Endlich war noch eine Hauptmasse von 40 000—45 000 Mann vorhanden, darunter 20 000—25 000 auserwählte Krieger, die in der Kaiserlichen Garde dienten.

Der Feind fürchtete, daß unsere Truppen mit Hilfe von Kraftwagen von der Seite des Setit in der Richtung Gondar—Tanasee eindringen könnten, und es hieß, er hätte deshalb die Marschlinie Setit—Gondar mit einer Abteilung von 4000—5000 Mann versperrt, die im Norden des verschanzten Lagerplatzes von Gondar ständen.

Derselbe Kundschafter berichtete uns auch über den Stand der feindlichen Bewaffnung.

Die verfügbare Artillerie sollte umfassen: 450 Geschütze von einem Kaliber nicht über 100 mm, darunter 68 von modernem Typ; 22 Tankabwehrgeschütze; 24 Flugzeugabwehrgeschütze. Abgesehen von den 68 modernen Geschützen, die je 1000 Schuß hatten, standen für die andern höchstens 150 Schuß je Rohr zur Verfügung.

Automatische Waffen: 4000 Maschinengewehre verschiedener Typen: 1500 davon jedoch fast unbrauchbar; 1200 schon verteilt oder in Verteilung begriffen; darunter 150 schwere und leichte Mauser-Maschinengewehre, 900 Hotchkiß, 150 Grabengewehre. Gesamtmunition: 150 000 000 Schuß.

Gewehre: 245 000, und zwar: 120 000 Mauser, 40 000 Karabiner (auch Mauser), 20 000 Mauser altes Modell, 15 000 ausgezeichnete moderne Gewehre englischer Herkunft, 50 000 Lebel. Gesamtmunition für die Mauser 150 000 000 Patronen. Die anderen Typen besaßen nur geringe Mengen von Munition.

Diese Nachrichten über die Gewehre waren nicht vollständig. Es stellte sich heraus, daß die Abessinier auch etwa 20 000 Gewehre und Karabiner 91 und etwa 10 000 Wetterligewehre besaßen.

Panzer: 12 Stück englischer Typ, die schon an den verschiedensten Fronten verteilt waren.

Der Bestand an Flugzeugen war unverändert, d. h. 12 Stück von geringer Leistungsfähigkeit, mit einem Benzinvorrat für acht Monate . .

. . . In den Monaten Juni, Juli, August und in der ersten Septemberhälfte waren alle Arbeiten so weit fortgeschritten, wie man es nur irgend wünschen konnte. Besonders die Straßen, die Hauptverkehrsader mit eingeschlossen, gestatteten schon den Verkehr in beiden Richtungen. Am 16. September hatte ich die Strecke Nefasit—Decamerè eingeweiht, unter dem Jubel der Arbeiter und in Gegenwart aller Behörden, darunter Minister Galeazzo Ciano, der in die Kolonie gekommen war, um den Krieg als Fliegerhauptmann mitzumachen. Angesichts der eingeweihten Strecke konnte man sich einen Begriff vom Umfang der ausgeführten Arbeiten machen.

Am gleichen Tage fuhr ich fast die ganze Straße bis nach Saati ab, und diese Fahrt beruhigte mich ungemein. Die Straße würde bis zum festgesetzten Zeitpunkt fertig sein, genau wie es mir mein fester Glaube versichert hatte, und wie die leitenden Offiziere und die ausführenden Baufirmen es versprochen hatten. Im allgemeinen hatte man während der ganzen Regenzeit arbeiten können. Selbst in den erzwungenen Mußestunden während der heftigsten Regengüsse war man nicht untätig geblieben; man hatte andere notwendige Arbeiten vorgenommen, die unter Dach und Fach ausgeführt werden konnten.

Neue Anforderungen waren jetzt aufgetaucht: so wurden immer mehr Lastträger für den Hafen benötigt.

Wenn man bedenkt, wie viele Truppen zwischen Mitte August und Ende September eintrafen, so begreift man, daß die für ihre Landung nötige Zeit dem Löschen von Materialien und Lebensmitteln entzogen werden mußte. Diese Zeit mußte dann wieder eingeholt werden. Das wurde durch Nachtarbeit erreicht, zu der uns ohnehin schon die unerträgliche Hitze des Tages zwang.

Um die Arbeitsleistung zu erhöhen, hielt es der Hafenkommandant für wünschenswert, Hafenarbeiter von Beruf anzustellen. Ich forderte aus Italien sofort welche an, und mit lobenswerter Geschwindigkeit wurden in Genua, Savona, Livorno und anderen kleineren Häfen etwa tausend Leute angeworben. Aber Genua, Savona und Livorno sind nicht Massaua. Einige dieser Lastträger mußten ohne weiteres wegen mangelnder Widerstandskraft zurückgeschickt werden, und auch die Arbeitsleistung der übrigen übertraf nicht diejenige der schon im Hafen arbeitenden Leute.

Sehr viel leisteten die Jemeniten. Nur setzte der Iman, der sich sonst immer als unseren Freund erklärt hatte, der Abreise seiner Untertanen Widerstand entgegen. Er hatte bekanntlich kurz zuvor einen Freundschaftsvertrag mit dem Negus abgeschlossen und fürchtete, daß seine Leute, wie auch schon früher, sich in unsere Bataillone einreihen lassen würden. Einem seiner entfernten Verwandten, der die Anwerbung für uns besorgte, gelang es jedoch, seine Bedenken zu zerstreuen, und so konnten wir eine gute Anzahl Arbeitskräfte aus dem Jemen bekommen, die Massaua auf Sambuken erreichten.

Im Tieflande konnte es nur ein kleiner Teil unserer tapferen Arbeiter während der Sommermonate aushalten. Um auch hier die Arbeiten aufs höchste zu beschleunigen, forderte ich Arbeitskräfte aus Libyen an. Ich erhielt nur wenige hundert Mann, weil auch in unserer nördlichen Kolonie große Nachfrage nach Arbeitern herrschte; aber diese wenigen guten Arbeitskräfte waren mir von größtem Nutzen.

Die immer knapper werdende Zeit zwang mich dazu, alle in Gang befindlichen Arbeiten zu revidieren und sie nach dem Grade ihrer Dringlichkeit einzuteilen, um gegebenenfalls nicht absolut notwendige oder dringliche Arbeiten einstellen zu können. So ließ ich z. B. die Arbeiten an den Schützengräben bei Asmara unterbrechen. Man durfte nicht einmal an die Gefahr denken, daß der Feind so weit gelangen könnte; vorher hätten wir alle tot sein müssen.

Ferner ließ ich die Arbeiten an der Straße Adi Ugri—Arresa abbrechen; diese Straße war übrigens schon gut im Stande und ganz befahrbar, nur die letzte Strecke bereitete noch einige Schwierigkeiten.

Endlich ließ ich auch alle Verteidigungsarbeiten einstellen. Die Vorstellung, uns verteidigen zu müssen, hatten wir aus unserem Bewußtsein auszuschalten.

Die Arbeiten für Wasserversorgung hatten nicht geringere Fortschritte gemacht als die Straßenarbeiten. Die Regenzeit hatte Behälter, Brunnen und Zisternen reich gefüllt. Alle Sammelstellen von Quellwasser waren gut angelegt und ergiebig. Bisher hatten alle Truppen Wasser, man darf wohl sagen, im Überfluß gehabt, und auch für die Leute, die wir noch erwarteten, war ein genügender Wasservorrat vorhanden. Infolgedessen ließ ich diejenigen Wasserversorgungs-Arbeiten, die keine allzu großen Ansprüche an Zeit und Material stellten, zu Ende führen. Die anderen Arbeiten ließ ich einstellen, wobei ich dafür sorgte, daß das schon Errichtete nicht Schaden nahm und später vollendet werden konnte.

Die auf diese Weise freigewordenen Leute und Materialien setzte ich bei den Straßenarbeiten ein . . .



Uralt Lavendel	Stück RM
grüne Kugelflasche im Geschenk-Karton	2,80
grüne Kugelflasche im Geschenk-Karton .	4,50
Uralt Lavendel, grüne Kugelflasche . . .	8,75
Uralt Lavendel, grüne Kugelflasche . . .	17,50
Uralt Lavendel, Spritzflasche	0,90
Uralt Lavendel, Spritzflasche	1,35
Uralt Lavendel, Spritzflasche	1,75
Uralt Lavendel, Spritzflasche	2,55
Uralt Lavendel, Spritzflasche	4,55
Uralt Lavendel-Toilettenseife,	
3 Stück im Karton, viereckige Stücke . . .	0,60
runde Stücke . . .	0,80
Uralt Lavendel, Zerstäuber gefüllt . . .	8,10

Wie geschaffen für den Heiligen Abend

Letzte Anordnungen für den Vormarsch.

. . . In der zweiten Septemberhälfte hatte die abessinische Mobilmachung und Truppenzusammenziehung ihren Höhepunkt erreicht. In der Zone von Dessiè sammelten sich die Streitkräfte, die gegen Eritrea vorgehen sollten; bei Harrar—Giggica die Heerhaufen, die gegen Somaliland operieren sollten. Überall hatte man das „Chitet" getrommelt; trotzdem rückten verschiedene Häuptlinge nicht mit ihren Streitkräften von der Stelle, denn sie wollten ihr eigenes Gebiet verteidigen.

Im Tigre, das Ras Sejum unterstand, war das „Chitet" am 15. September getrommelt worden, aber es hatten sich nur wenige Hundert widerwillig gemeldet. Der Ras hatte keine Maßnahmen dagegen getroffen, denn er glaubte, die Unzufriedenheit beruhe nur darauf, daß niemand die Feldarbeit verlassen wolle, 6000 Mann sollten jedoch bei Fares-Mai konzentriert und der Amba Auger von 1000 Mann besetzt worden sein.

Mit diesen Streitkräften hatten wir offenbar zunächst zu rechnen. Der Ras in seiner andauernden Entschlußunfähigkeit wußte noch nicht, ob er dem Negus gehorchen oder das Tigre aufgeben sollte, und prahlte damit, daß er sich eher hinschlachten lassen als nachgeben wolle.

In Agamè war das „Chitet" nicht getrommelt worden. Dort bestand der Degiac Gugsà darauf, von mir genaue Instruktionen zu erhalten. Ich sandte sie ihm durch unseren Konsul in Adua, der nach Asmara gekommen war, um Bericht zu erstatten. Ich ließ dem Gugsà sagen, er möge sich bereit halten. Im Augenblick unseres Vormarsches solle er den gegen uns operierenden Truppen in den Rücken fallen Später dürfe er sich mit unseren Truppen vereinigen.

Der Degiac wußte, daß er beobachtet wurde, und fürchtete, in einen Hinterhalt zu fallen Er verfügte über nicht viel mehr als 5000 gut bewaffnete Leute; und ich weiß nicht, ob er ihrer Zuverlässigkeit recht sicher war. Es war auch nicht ausgeschlossen, daß sowohl Ras Sejum wie Cassa Chebeddè, seine Widersacher, sich im entscheidenden Augenblick auf ihn stürzen würden, um ihn unschädlich zu machen

Ich ließ ihn wissen, daß ich ihn und die Seinen diesseits der Grenze aufnehmen würde, sobald diese Befürchtungen sich bestätigten. Für diesen Fall mußten genaue Vereinbarungen über die Art und den Ort des Übertrittes getroffen werden. Ich gestehe, daß ich wirklich hoffte, es möchte nicht so weit kommen. Wenn ich auch ihm, dem Hailè Selassiè Gugsà selbst, trauen konnte — wie sollte ich mich auf seine Leute verlassen? Fürs erste hätte ich daher ihn und die Seinen hinter unsere Linien schicken, bewachen und verpflegen lassen müssen. Und dabei wäre er doch eine Gefahr in unserem Rücken geblieben . . .

. . . Der Tag für den Beginn der Operationen war nahe herangekommen. Ich telegraphierte daher dem General Graziani, um zu erfahren, ob und wie er mich unterstützen könnte.

Graziani antwortete, daß er mit seinen Vorbereitungen leider auf jedem Gebiet im Rückstand sei. Es fehlte ihm an Mannschaften, Material, Lebensmitteln. Ein Teil davon befand sich unterwegs, der Rest noch in der Heimat. Er verfügte nur über 20 Flugzeuge. Unter diesen Umständen war ich gezwungen, mich auf Aktionen von geringerem Radius zu beschränken, indem ich Gerlogubi, Schillave und Dolo besetzen ließ; die Fliegerei konnte im Radius Gorrahei, Gebradarre, Dagabur tätig sein

Graziani meinte, daß es wegen der großen Entfernung zwischen den beiden Fronten unmöglich und unnütz sei, die Aktionen aufeinander abzustimmen. Ich antwortete ihm ohne weiteres, daß ich mit allem einverstanden sei, und daß ich ihm schon im voraus für alles dankte, was er tun würde

Der Duce antwortete mir auf einen Bericht, in dem ich ihm ein klares Bild der Lage gab, am 28. September folgendes:

„Deinen Bericht erhalten. Gib mir den Tag an und geh ruhig los Befiehl Graziani, vollkommen in der Verteidigung zu bleiben."

Ich setzte als Datum den 5. Oktober fest. An Graziani leitete ich den Befehl weiter, aber es änderte sich dadurch nichts, da wir ja die schon erwähnten Vereinbarungen getroffen hatten.

Am 29. September sandte ich dem Duce folgendes Telegramm:

„. Ich muß rechtzeitig wissen, ob eine Kriegserklärung abgegeben wird. Wenn ja, ob der Befehl für die Truppen von S. M. dem König gegeben wird oder von Dir, oder ob ich ihn geben soll. In letzterem Fall werde ich mich auf zehn Worte beschränken. Ich möchte auch wissen ob unsere Gesandtschaft vorher abreisen soll; dies, um die Räumung des Konsulats in Adua bestimmen zu können, das ich aus Zweckmäßigkeitsgründen so lange wie möglich dort lassen möchte."

Alle unsere Konsuln, außer dem in Adua, hatten ihre Sitze verlassen und befanden sich auf der Heimreise.

Der Duce antwortete mir, daß ich selbst den Befehl für den Vormarsch erteilen sollte, und daß ich mich weder um die Gesandtschaft noch um die Konsulate kümmern sollte. Er schloß:

„Hauptsache ist, schnell machen und kräftig draufhauen."

Am gleichen Tage, dem 29. September, folgte ein weiteres Telegramm:

„Keine Kriegserklärung. Angesichts der allgemeinen Mobilmachung, die der Negus schon offiziell in Genf angezeigt hat, darf es durchaus kein Zögern mehr geben. Ich befehle Dir, den Vormarsch in den ersten Morgenstunden des 3. — ich sage des 3. Oktober — zu beginnen. Ich erwarte sofortige Bestätigung."

Zwei Tage Vorverlegung sind keine Kleinigkeit. Sie bedeuteten, daß die Truppen mit zwei Marschtagen weniger auskommen mußten und wir nicht alle Streitkräfte sofort bei der Hand hatten. Außerdem standen der Intendantur 48 Stunden weniger zur Verfügung, um die vorgeschobenen Magazine zu versorgen, die Ende September noch nicht vollständig aufgefüllt waren.

Doch auch ich selbst hielt es für ratsam, unseren ersten Vorstoß so sehr wie möglich zu beschleunigen. Die Lage des Feindes war derart, daß wir keinen ernstlichen Widerstand zu befürchten brauchten, obwohl unsere Vorbereitungen noch nicht beendet waren und ein bedeutender Teil unserer Truppen das Operationsgebiet noch nicht erreicht hatte.

Noch ein anderer Grund trieb zur Eile an: die Truppen — vor allem die Eingeborenen und unsere zuerst angekommenen Soldaten — waren des Abwartens müde; sie konnten die absolute Notwendigkeit, die uns bis dahin festgenagelt hatte, nicht begreifen und wollten losschlagen.

Ich antwortete dem Duce, daß ich seinen Befehl ausführen würde, und gab die entsprechenden Anweisungen.

Die Richtlinien für den Vormarsch waren schon vor vierzehn Tagen ausgegeben worden.

Die Kommandeure der Armeekorps in den beiden Tiefebenen, die Kommandeure der Artillerie, des Pionierkorps und der Luftflotte sowie der Intendant hatten ihre Operationsbefehle ausgearbeitet; diese waren von mir durchgesehen und gutgeheißen worden.

Außerdem hatte ich die Kommandeure und den Intendanten zweimal bei mir versammelt — das erste Mal, als der Handstreich auf Abigrat geplant wurde, und ein zweites Mal am 30. September — um etwaige letzte Anfragen zu beantworten und die Aufgaben eines jeden näher festzusetzen.

Alles war fertig. Unter anderem hatte der Kommandeur der Pioniere Arbeiter-Zenturien organisiert, die verschiedenen geeigneten Offizieren unterstellt worden waren und unmittelbar im Rücken der Truppen folgen sollten, um die Straßen instandzuhalten und immer fester auszubauen.

Am 30 September erhielt ich ein weiteres Telegramm:

„Am Vorabend der Ereignisse muß an alle Kommandeure von Dir persönlich eine strenge Parole ausgegeben werden: Unerbittliche Entschlossenheit gegenüber allen Bewaffneten, Achtung und Menschlichkeit gegenüber den Waffenlosen und der entwaffneten Bevölkerung. Antworte."

Ich antwortete: „Geschehen." Und es geschah . . .

Der erste Vorstoß.

. . . Es war für uns von grundlegendem Interesse, als erstes unseren Fuß wieder dorthin zu setzen, von wo uns die unglücklichen Ereignisse des Jahres 1896 vertrieben hatten. Die hochmoralische Seite dieses Vorhabens wurde auch durch strategische und taktische Gründe unterstützt.

Die ausgedehnte Stellung Abigrat—Enticciò—Adua, die bis Axum verlängert werden konnte, war an beiden Fronten von Natur stark und sehr geeignet für eine elastische Verteidigung, auch mit verhältnismäßig geringen Kräften. Außerdem beherrschte sie das Bündel der Straßen, die nach Abessinien hineinführten . . .

. . . Mein Operationsplan beruhte auf der Notwendigkeit, möglichst rasch die Stellung Abigrat—Adua zu besetzen. Ich wollte mich dort einrichten und befestigen, um jedem Angriff widerstehen zu können, und dann den Abschluß der Vorbereitungen, die Möglichkeiten des Nachschubs und den geeigneten Augenblick abwarten, um mit der geplanten durchgreifenden Offensive fortzufahren.

Zu diesem Zweck teilte ich die tatsächlich verfügbaren Streitkräfte in drei Heeressäulen ein:

Im Osten das 1. Armeekorps: Ziel die Senke von Abigrat;

im Zentrum das Eingeborenen-Armeekorps: Ziel die Senke von Enticciò;

zur Rechten das II. Armeekorps: Ziel die Senke von Adua.

Ich versprach mir von diesen Maßnahmen, daß ich die vorgeschobenen feindlichen Posten überrennen, dann mit den überlegenen Kräften der mittleren Heeressäule den feindlichen Widerstand brechen und die Verbindungen zwischen den obengenannten Orten stören könnte; im Notfall glaubte ich mit dieser Heeressäule auch die Aktionen des I. und II. Armeekorps unterstützen zu können.

Ich weiß, daß dieser mein Plan kritisiert worden ist. Man hat gesagt, ich hätte eigentlich nichts anderes unternommen als einen Frontalangriff zur Besetzung einer sehr ausgedehnten Stellung; die Kolonnen hätten einander nicht zu Hilfe kommen können und seien infolgedessen Gefahr gelaufen, einzeln geschlagen zu werden.

Die Kritik war jedoch rein negativen Charakters, denn niemand wußte einen besseren Vorschlag zu machen . . .

. . . Natürlich kümmerte ich mich nicht im geringsten um Bemerkungen und Kritik. Die Verantwortung hatte ich, also wollte ich nach meiner eigenen Auffassung handeln.

Der wohlerwogene und rechtzeitige Einsatz der Flugwaffe sollte mich gegen jede Überraschung sichern.

Die beiden Gruppen in der östlichen und westlichen Tiefebene sollten sich aktiv-defensiv verhalten: die Gruppe im Osten, um mich vor jeder Störung am linken Flügel der Kolonne Santini (I. Armeekorps) zu schützen; die Gruppe im Westen, um die leichteren Übergänge des Setit zu überwachen, mit der fliegenden Kolonne auch den Fluß zu überschreiten und so etwaigen Überraschungen am rechten Flügel des Generals Maravigna (II. Armeekorps) zuvorzukommen.

Die drei Kolonnen besaßen die Stärke und Zusammensetzung, die ich schon bei der Aufzählung der Armeekorps angegeben habe.

Das Oberkommando verfügte jedoch über keine Reserven. Ich entschloß mich also, aus der II Schwarzhemden-Division eine solche zu bilden.

Diese Truppeneinheit war, wie gesagt, noch nicht vollständig; sie hätte also für den Kommandeur des II. Armeekorps im dringenden Fall keine wirkliche Hilfe bedeuten können; aber wenn ich sie als Reserve zurückstellte, war anzunehmen, daß ich sie nicht sofort brauchen würde. Deshalb hielt ich es auch nicht für zweckmäßig, sie zu verschieben; ich beließ sie also zwischen Adi Ugri und Adi Quala, wo sie sich einmal befand, und wo sie es leichter hatte, sich rasch vollständig zu formieren.

Infolgedessen war das II. Armeekorps zu schwach. Ich verstärkte es sofort, indem ich ihm die III. Eritreische Brigade unter dem Kommando General Cubeddus zuwies, die in der Lage war, durch einen längeren Marsch in ihren Aktionsraum zu gelangen. . .

. . . Am Abend des 2. Oktober richtete ich an die Truppen den bekannten Aufruf, den ich hier wiedergebe:

Oberkommando Ostafrika.

Offiziere und Unteroffiziere, Soldaten zu Lande, zur See und in der Luft, Schwarzhemden, Askari!

Ihr habt mit fester Disziplin und vorbildlicher Geduld bis heute gewartet. Der Tag ist da!

Gemäß dem Willen seiner Majestät des Königs befiehlt der Kriegsminister, Benito Mussolini, daß Ihr die Grenze überschreiten sollt.

Es ist mein Stolz und meine Ehre, Euch führen zu dürfen, und ich weiß, daß ich auf die Erfahrung der Führer, auf die Disziplin und die Tapferkeit der Gefolgschaft bauen kann.

Ihr werdet Opfer und Anstrengungen auf Euch nehmen und einem starken und kriegerischen Feinde entgegentreten müssen. Desto ruhmreicher wird der Sieg sein, den wir erstreben: ein strahlender Sieg des neuen Faschistischen Italien!

Ostafrika, am 3. Oktober 1935 Anno XIII.

General Emilio de Bono.

. . . Am 3. Oktober hatten wir, von Westen nach Osten gerechnet, folgende Linie erreicht: Chessad Allà — Mai Enda Baira — Amba Beesa — Guzzat — Auiliè — Debra Damo — Amba Aber.

(Fortsetzung folgt.)


36203
"4711"
für Alle,
die wir
lieben
№ 4711
Echt Kölnisch Wasser
№ 4711 Tosca Parfum · Eau de Cologne · Creme
Puder · Seife · Haarwasser · Brillantine
№ 4711 Rheingold Eau de Cologne · Parfum · Seife
№ 4711 Alt Rheinisch Lavendel
Alt Rheinisch Lavendel-Seife
№ 4711 Troïka Eau de Cologne
Parfum · Seife
1.50 bis 4.20
-.85 1.30
1.60 3.20
1.55 bis 3.70
1.-
2.- 3.50
1.50 bis 3.25
1.50
1.35 2.20 3.30
Je nach Wahl 1.50 bis 3.55
4.- 6.50 9.75
2.50
7.50
-.90
2.50, 4.-, 6.-
-.90, 1.40, 2.25
2.90
1.- bis 2.75
3.50 5.50
KÖLNISCH WASSER

WERNER CLAS:

Der Borghesische Fechter

Einer der Gäste wies auf die große gerahmte Photographie, die an bevorzugter Stelle, nämlich an der Wand über dem Kamin, hing und den Borghesischen Fechter von Agasias in Rückenansicht zeigte. „Sie wissen, verehrter Meister", wandte er sich an den Hausherrn, den Bildhauer Peter Dohm, „wie hoch ich Sie als Künstler schätze, aber so etwas wie den da, wie die Bildwerke der Antike überhaupt, hat doch noch keiner wieder erreicht. Im Hause eines Meisters, nur im Hause eines Meisters, darf man dies aussprechen, ohne mißverstanden zu werden."

Peter Dohm reckte behaglich seine große Gestalt im Sessel und fuhr sich durch den blonden Schopf. Dann sagte er:

„Ein feines Kompliment, Doktor; trotzdem nicht genug. Sie geben da ein etwas pauschales Urteil ab. Ich habe nicht die Absicht, Sie im allgemeinen davon überzeugen zu wollen, daß jemals in der Plastik Größeres geleistet wurde als während der Antike, aber", schmunzelte er, „was den Borghesischen Fechter und mich im besonderen angeht, da muß ich sagen, daß ich schon mal — sagen wir — Ebenbürtiges dargestellt habe."

Der Gast setzte ein bißchen verlegen an, um seine eben geäußerte Meinung zugunsten des Gastgebers zu korrigieren, aber die Hausfrau kam ihm liebenswürdig zuvor:

„Nur nicht revozieren, Herr Doktor! Voraussichtlich werden Sie jetzt eine Geschichte mitanhören müssen, und nachher würden Sie bereuen, Konzessionen gemacht zu haben, denn Peters Überzeugtheit von jener vollendeten Darstellung fußt lediglich auf dem Urteil eines dummen kleinen Mädels. Mich werden Sie jetzt entschuldigen, ich sorge inzwischen für den Mokka."

„Bravo!" lachte Peter Dohm. „Weiß der Teufel, sooft ich an die Geschichte herangehe — immer versteht sie es, sich rechtzeitig einen guten Abgang zu sichern!"

Durch die geschlossene Tür klang noch das fröhliche Lachen der Hausfrau. Peter Dohm nahm eine Zigarette und sagte verschmitzt:

„Die offensichtliche Flucht meiner Frau gibt nun meiner Geschichte schon von vornherein eine Nuance; aber Grund zur Massenflucht der Damen liegt deshalb nicht vor.

Also die Geschichte. Ich war damals ein Kerl von fünfundzwanzig Jahren und bewohnte ein Atelier unter dem Dach eines ziemlich neuen Mietshauses in Schwabing; eigentlich ein Maleratelier. Ich muß Sie noch ein bißchen mit dem Drum und Dran langweilen, denn nur aus der Kenntnis der Örtlichkeit ist die Lage, die den Kern der Geschichte bildet, am Ende zu verstehen. Also das Treppenhaus endete oben mit einem ziemlich geräumigen Podest; linker Hand war mein Atelier, rechts, genau gegenüber, ein zweites, das eine Malerin — Blumen und Stilleben en gros — ein schrecklich spinöses, spätes Mädchen, bewohnte, mit dem ich mich bald aus nebensächlichen Veranlassungen gründlich verkracht hatte. Wir grüßten uns nicht einmal mehr.

Auf dem Podest, ich auf meiner Seite, die Gattermann — das war die Malerin — auf der ihren, hatten wir allerhand Dinge abgestellt, die wir im Atelier nicht unterbringen konnten oder wollten. Die Schwabinger Hauswirte und Hausmeister sind in dieser Hinsicht Kummer gewohnt. Ich hatte neben meiner Tür einen Liliput-Eisschrank stehen, ein Erbstück von einer Tante, die schon bei Lebzeiten nicht viel Wärme abgegeben hatte; also ein sinniges, sehr persönliches Andenken. Der Eisschrank hieß bei mir und meinen Freunden auch bloß ‚die Tante'. Also, da stand die Tante, und in der weiteren Tiefe des Podestes hatte ich allerlei Gipsklamotten, Köpfe, Glieder, Torsos — was man so macht — herumstehen und -liegen, Sachen, die nichts wert waren. Auch ein Sockel stand dabei, der ehemals einen Titanen getragen hatte; der Titan war seinem Titanenschicksal nicht entgangen, gestürzt worden und lag in Bruchstücken umher. Die Gattermann hatte auf ihrer Seite ein altes Spind stehen, einen Küchenstuhl ohne Sitzplatte und ähnliches Gerümpel. Soweit das Milieu.

Es war damals ein besonders heißer Sommer. Die Sonne brütete auf dem Dach und Oberlicht meines Ateliers, das Thermometer fiel auch nachts in meinem Brutkasten nicht unter 30 Grad. Unglücklicherweise war ich verurteilt, gerade um diese Zeit in meinem Atelier zu arbeiten. Die Stadt hatte mich und zwei andere Künstler beauftragt, einen Brunnen zu entwerfen; einer der beiden andern war mein Professor, und ich hatte Gründe, meine Arbeit nicht seiner Neugierde auszusetzen. Während dieser Tage werkte ich, nur mit einem Pyjama bekleidet, im Atelier umher, und auch der fiel mehrmals am Tage, sooft ich nämlich in die Badewanne stieg. Viele Ateliers gab es dazumal nicht in Schwabing mit Badeeinrichtung, und die Badewanne und der Eisschrank trugen mir von den echten Schwabingern auch manchen Hohn und höchstes Mißtrauen ein. Während dieser Hundstagehitze aber war beides, die Wanne und die Tante, dasjenige, was mich einigermaßen am Leben hielt.

Eines Nachmittags hatte ich wieder meine Wanne gefüllt und den Pyjama abgestreift, als mir einfiel, daß die Tante noch eine Flasche Selters beherbergen mußte. Ich trat also, nachdem ich einen Moment gelauscht hatte, ob etwa ein Besucher die Treppe heraufstieg, ohne Umstände hinaus. Es war ja bloß ein Schritt um die Tür herum zur Tante, und eine Überraschung aus der Tür gegenüber hatte ich nicht zu fürchten, denn die Gattermann war verreist, wie mir der Hausmeister gesagt hatte. In meinem Atelier hatte ich sämtliche erreichbaren Fensterklappen weit geöffnet, um wenigstens die Illusion eines Luftdurchzugs zu schaffen. Nie hatte ich einen Zug verspürt, aber in dem Augenblick, als ich in den Eisschrank griff, geschah's. Ich hatte nicht bemerkt, daß ein Gewitter heraufgezogen kam; es war die erste heftige Bö, die durch alle offenen Fenster meines Ateliers und des Treppenhauses pfiff und meine halboffene Ateliertür krachend zuschlug. Das ging so rasch, daß ich gar nicht den Versuch gemacht hatte, die zufallende Tür noch zu erwischen.

Da stand ich nun auf dem Treppenflur, mit nichts als einer Seltersflasche bekleidet. Was nun? Da ich immer Sinn für Humor hatte, lachte ich zunächst mal laut heraus. Aber damit war mir schließlich nicht geholfen. Also mal nachdenken. Aber auch dazu sollte es nicht kommen, denn in diesem Augenblick hörte ich unten jemand auf der Treppe. Das Treppenhaus war immer dämmerig, und die heraufziehende Gewitterwand verdunkelte es noch mehr. Ich konnte zuerst nichts erkennen. Dann hörte ich weibliche Stimmen, und dann — erkannte ich die Gattermann, die in Begleitung eines anderen weiblichen Wesens heraufgestiegen kam. Was um Gotteswillen jetzt machen?! Sollte ich schreien: Halt! nicht weiter, nackter Mann? Ja, wenn ich mit der alten Jungfer nur halbwegs gestanden hätte! Aber so konnte ich sicher sein, daß sie das Haus und ganz Schwabing alarmieren und mich der Lächerlichkeit ausliefern würde. Außerdem hatte ich soviel erkannt, daß die Begleiterin der Gattermann ein junges und anscheinend auch hübsches Mädchen war. Auf der dritten Treppe waren sie nun schon! Wie irrsinnig suchte ich nach einem Versteck: ich probierte den Schrank der Gattermann, er war natürlich verschlossen und stand so ungünstig, daß er mir keinerlei Deckung bieten konnte. Jetzt waren sie schon auf der letzten Treppe! Da fiel mein Blick auf den leeren Titanen-Gipssockel: mit einem Satz war ich oben und nahm, weiß selbst nicht, warum gerade diese — die Stellung des Borghesischen Fechters ein, Gesicht, den linken erhobenen Schildarm und meine Front der Wand zugekehrt.

Die beiden Damen waren auf dem Podest angelangt, die Gattermann kramte in ihrer Handtasche nach dem Schlüssel. Ein Donner rollte langhin, kann auch sein, daß mir bloß das Blut so in den Ohren sauste, denn meine Lage war recht heikel, was mir erst so richtig schaudernd bewußt ward, als sich mir im Rücken ein leichter Schritt näherte. ‚Schau, Tilla, der Borghesische Fechter! Den wünscht Papa sich doch so für sein Rasenrundell! Vor der Veranda, weißt du? Und anscheinend ein prächtiger Abguß!'

Jetzt ist's aus! dachte ich; wenn sie noch einen Schritt näher kommt, ist's aus, dann sieht sie, trotz der Wetterfinsternis, was los ist. Und das Zittern kriegte ich auch noch! — Aber die Gattermann oder der Segen der Feindschaft rettete die Situation: ‚Kümmere dich nicht, komm! Ich will mit dem Grobian nichts zu tun haben', zischelte sie. ‚Aber, Tilla, das ist doch Unsinn! So kann man doch nicht mit einem so nahen Nachbar leben, der außerdem, wie mir von mehr Seiten versichert wurde, ein tüchtiger Künstler ist. Peter Dohm ist doch kein irgendwer mehr'. — Die Gattermann hatte inzwischen ihre Tür geöffnet, ich warf einen raschen Blick über die Schulter und konnte gerade noch in der hellen Türöffnung meine Fürsprecherin sehen, die wirklich reizend war. Ehe die Tür sich schloß, hörte ich das junge Mädchen noch sagen, daß sie ihre Anwesenheit bei der Gattermann benutzen werde, um zwischen der Gattermann und mir ein freundnachbarliches Verhältnis wieder herzustellen. Noch während ich in meiner Ausfallstellung verharrte, schien es mir plötzlich nichts Wünschenswerteres zu geben, als mit seinen Nachbarn, im besonderen mit der Gattermann, in einem freundnachbarlichen Verhältnis zu leben. Dann gab ich meine Fechterstellung auf, blieb aber auf dem Sockel. Wo wollte ich auch hin? Zudem kam von unten jetzt wieder jemand herauf, ein schwerer Tritt. Kam immer höher, hielt auch nicht in der vierten Etage. Sofort mimte ich wieder Borghesischen Fechter. Ein Blick unter dem erhobenen Arm durch ließ mich einen Chauffeur erkennen, der zwei Koffer schleppte, die er jetzt absetzte. Der Mann mußte meine Rettung sein! Um ihn nicht zu erschrecken, blieb ich in meiner Stellung und rief ihn vorsichtig an. Er glotzte Wände und Decke an, da drehte ich mich halb um und winkte ihm „Jessas! 'n Verruckter!' Ich legte den Finger auf die Lippen und erklärte ihm dann leise mit wenigen Worten meine Lage. ‚Teifl, Teifl!' sagte er und ‚dös wer' ma bald hab'n.' Während ich sicherheitshalber lieber auf meinem Piedestal blieb, hatte er schnell mit einem Stück gebogenem Draht mein Türschloß geöffnet. Keinen Moment zu früh war ich ins Atelier geschlüpft, denn schon wurde drüben die Tür geöffnet, und ich hörte die Fremde sagen: ‚Bitte, hier herein gehören die Koffer.'

Durch den Spalt meiner angelehnten Tür beobachtete ich, daß das Mädchen herausgetreten war und meine Wand musterte. Plötzlich sagte sie in höchster Verwunderung: ‚Wo ist denn der Fechter geblieben?' Wenn man bedenkt, daß ja, seitdem sie mich auf dem Sockel bewundert hatte und jetzt nur wenige Minuten verstrichen waren, so war es in der Tat höchst verwunderlich, daß in dieser kurzen Zeit eine lebensgroße Figur, wenn auch bloß aus Gips, wegtransportiert worden sein sollte. Zudem hätte auch das Lösen der Figur vom Sockel in dem hallenden Treppenhaus einen nicht zu unterschätzenden Lärm verursachen müssen. Das Mädchen wiederholte jetzt zur Gattermann, die auch in die Tür getreten war, das Unbegreifliche: ‚Das ist doch zu komisch, der Borghesische Fechter ist fort.' — Der Chauffeur, der sich durch seine Rettungstat wohl wichtig vorkam oder seinen Spaß haben wollte, mischte sich ein: ‚I hab koan vogesischen Fechter nicht g'sehn' Und als die beiden Mädchen seinen Senf nicht beachteten, meinte er dumm-schlau: ‚Ach, moans am End' dös nackete Mannsbild, wo da g'stand'n is? Dös is grad da zum Türl 'neing'hopst.'

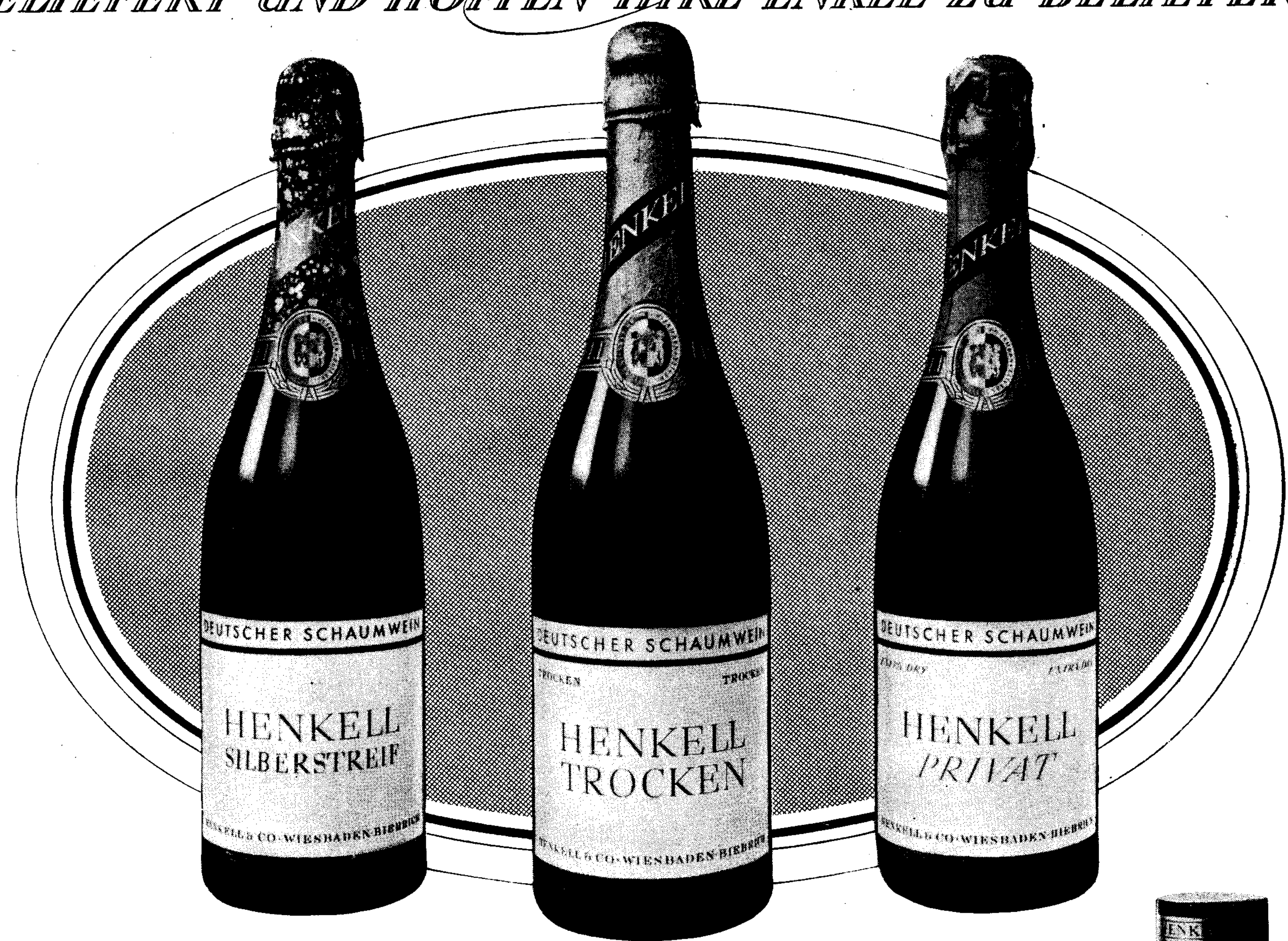
Ich hätte den Kerl erwürgen mögen! Als er drüben wieder herauskam und eben die Treppe hinunter wollte packte ich ihn am Kragen und zog ihn ins Atelier Während einer Atempause, die ich einschalten mußte, um Kraft zu einer neuen Reihe von Injurien zu finden, die ich ihm an seinen niederträchtigen Schädel werfen konnte, sagte er pfiffig: ‚Regens Eahna doch net auf. Die Blamag' hab'n jetzt die zwoa Weiberln. Die werden's bestimmt nicht ausplausch'n. Fein hab'n ma dös g'deichselt!' —

So, das ist die Geschichte", schloß Peter Dohm schmunzelnd, „die Geschichte, die Ihnen beweisen sollte, daß ich einmal in meinem Leben der Antike Ebenbürtiges dargestellt habe. Dargestellt! Nicht geschaffen. Anderes hatte ich nicht behauptet. Und der Borghesische Fechter hängt da überm Kamin, mich in meiner männlichen Eitelkeit zu bestärken und meiner Frau einen schönen Irrtum lebendig zu erhalten."

Der letzte Satz rief bei den Zuhörern ein überraschtes und zugleich befriedigtes Lächeln hervor, und als die Hausfrau jetzt mit der brodelnden Kaffeemaschine eintrat, hoben sich ihr alle Gläser entgegen. Sie blickte mit glänzenden Augen auf ihren Peter und sagte in lieblichster Verwirrung: „Es ist ja schon fünfzehn Jahre her."



BELIEFERT UND HOFFEN IHRE ENKEL ZU BELIEFERN



In allen Weinhandlungen und Feinkostgeschäften zu folgenden Ladenpreisen:

HENKELL SILBERSTREIF	HENKELL TROCKEN	HENKELL *PRIVAT*
1/1 Fl. ... RM 3.–	*1/1 Fl. ... RM 4.50*	*1/1 Fl. ... RM 5.50*

Henkell Trocken wird auf Wunsch zu den Feiertagen ohne jeden Aufschlag in besonders festlicher Geschenkhülse oder in hübschem, farbenfrohem Geschenkkistchen, 3 Flaschen enthaltend, geliefert. Ihr Lieferant hat beide vorrätig!

HENKELL & CO
Wiesbaden-Biebrich



SEIT ÜBER HUNDERT JAHREN IN FAMILIENBESITZ

R. v. Elmayer-Vestenbrugg:

Wintersonnenwende!

Sinn und Brauchtum der altgermanischen Weihe-Nacht

Nach uraltem germanischem Glauben wurden die ersten Menschen aus Bäumen, aus Ask und Embla, aus Esche und Ulme, erschaffen, und noch heute erinnern die Wörter „Stammbaum, Stammhalter, Abstammung, Volksstamm usw." an diesen Glauben. Unser Wort „Föhre, Forche = Kiefer" ist vom alten Wortstamm „verh" abgeleitet, der nach O. Schlenker einst „Mensch und Baum", „Leib und Stamm" gleichermaßen bezeichnete. Mensch und Baum waren eine Lebens- und Schicksalsgemeinschaft, deshalb pflanzte der Vater bei der Geburt eines Kindes den Geburts- oder Lebensbaum in den Garten oder vor das Tor. Jede germanische Einzelsiedlung, aber auch jedes Dorf hatte seinen eigenen heiligen Baum, und aus der engen Verbundenheit mit diesem erwuchs die germanische Anschauung vom Weltenbaum Yggdrasil beim Haus der Götter.

Baumglaube und die Verehrung bestimmter Bäume sind also uraltes bäuerliches Erbgut bei unseren nordischen Vorfahren gewesen. Ebenso uralt ist aber auch, wie Meier-Böke in seiner „Urgeschichte des deutschen Volkes" ausführt, der Gebrauch des Weihnachtsbaumes. Das ganze Mittelalter hindurch ist nichts von ihm zu hören. Erst das Lied der „Wittenberger Nachtigall" weckte ihn wieder aus tiefer Vergessenheit. O. S. Reuter hat in seinem Werke „Das Rätsel der Edda" das Tiefste zur Urgeschichte des Weihnachtsbaumes geschrieben, als er ihn der Weltesche gleichsetzte. Alle germano-indischen Völker kennen den Weihnachtsbaum, an dem die goldenen Sternenfrüchte schimmern, über dem der Tau träufelt, der die Täler benetzt, unter dem die Brunnen, welche die Wasser Gottes durch das Weltall gießen, entspringen, an dessen Wurzel indes der Wurm nagt, die aufgerollte Schlange, der bitterböse Winterdrache — Sinnbild der Wintersonnenwende. Die Weltesche aber ist das Sinnbild Gottes selber und seines starken Stammes, der das Weltall stützt. Über Raum und Zeit ohne Ende reicht dieses Gleichnis von der ewigen Esche: ihr Sinn ist tiefer, als daß ihn Menschengeist je leiblich denken oder gar gestalten konnte.

Auch alles Irdische war den Nordländern, schon Jahrzehntausende vor Goethe, nur ein Gleichnis. Ein höchstes Eines, ein Unsichtbares mußte hinter der sichtbaren Einheit stehen. In ihrem wunderbarsten Symbol, dem Hakenkreuz — diesem tiefsinnigen Zeichen des rollenden Schicksalsrades und zugleich der immer wieder siegreich aus der Winternacht neuerstehenden Sonne —, sahen sie das Sinnbild ihres eigenen Lebens Sie waren zutiefst von der Unvergänglichkeit alles Gewordenen überzeugt: das Sterben ist ein Wieder-Werden, eine ewigneue Lebenswende, der auch der Mensch als Teil des Ganzen mitunterworfen ist. Sie sahen den Tod nicht als Ende, sondern als einen Übergang an, der im Gang der Sonne sein Widerspiel hatte. Die Auferstehung, die Wiedergeburt des Himmelslichtes, war also schon seit Urzeiten das tiefste, heiligste und geheimnisvollste Fest jedes Sonnenjahres.

Der scheinbare Sonnenlauf am Himmelszelt ist nicht etwa, wie man meinen möchte, ein geschlossener Kreis, denn dann müßte die Sonne für einen bestimmten Beobachtungsort stets an ein und demselben Punkt des Horizontes aufgehen bzw. untergehen und am Mittag immer gleichhoch stehen. Die Erfahrung lehrt aber folgendes: Am 22. Dezember geht die Sonne für unsere Gegenden im Südosten auf und im Südwesten unter; sie steht am Mittag nur wenig hoch über dem Horizont, weil sie nur einen kleinen Tagbogen zurücklegt. Dieser Tag dauert nur etwa 8 Stunden, die Nacht hingegen 16 Stunden. Der Aufgangs- und der Untergangspunkt verschieben sich im Laufe der folgenden Monate immer mehr auseinander nach Osten bzw. nach Westen, die Tagbogen werden immer größer, und die Sonne steigt dabei am Mittag immer höher über den Horizont: die Sonne schraubt sich also scheinbar in Spiralen aufwärts Am 21. März ist Frühlings-Tag-und-Nacht-Gleiche, d. h. Tag und Nacht sind je 12 Stunden lang. Im folgenden Vierteljahr rücken die Auf- und Untergangspunkte noch weiter voneinander, über Ost und West hinaus gegen Nordost und Nordwest, und am 21. Juni erreicht die Sonne am Mittag ihren höchsten Punkt über dem Horizont und damit den größten Tagbogen: es ist da ungefähr 16 Stunden Tag und nur 8 Stunden Nacht. Von diesem Sommersonnwendtag an geht der Spiralweg der Sonne wieder zurück über den 23. September, dem Tag der Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche, zum 22. Dezember, dem Wintersonnwendtag.

Der Sonnenlauf im hohen Norden ist aber ein ganz anderer als in unseren Breiten: am Polarkreis beträgt die Dauer des längsten Tages und der längsten Nacht 24 Stunden und wächst, je weiter man zum Nordpol kommt, bis zu einem halben Jahr an. In Wirklichkeit wird die Dauer der völligen Finsternis durch die atmosphärische Strahlenbrechung und die ausgedehnte Dämmerung wohl etwas gemindert, sie beträgt in den hohen Polgegenden aber immerhin noch mehrere Monate. An den „Tagen" der langen Nacht konnte sich der Nordmensch also nur nach Mond und Sternen richten. Die Himmelskunde mußte daher zur ältesten, aus den klimatischen Verhältnissen erstandenen Wissenschaft der Nordrasse werden

Nach den Erkenntnissen der Hörbigerschen Welteislehre waren die Polgegenden einst bewohnbar. An diese Tatsache knüpft Prof. H. Wirth seine grundlegenden Forschungen, die er in den beiden Werken „Der Aufgang der Menschheit" und „Die heilige Urschrift der Menschheit" niedergelegt hat. Das nordische Leben war völlig abhängig vom wärmenden Sonnenstrahl. Nichts stand also dem Sinnen des nordwohnenden Menschen näher als der Jahresweg des strahlenden Himmelslichtes. Er war der Mittelpunkt seines ersten Nachdenkens. Warum lief sie gerade so? Wo kam sie her, wo ging sie hin? Warum kehrte sie immer wieder? Ihre leuchtende Spirale, die sich auf- und abwärts schlängelte, mußte sich tief und unvergänglich in sein Herz eingraben. Die Sonne wurde ihm Wegweiser zur Ergründung von Zeit und Raum, zum Erleben Gottes, zum Erfassen seines eigenen Lebens in seiner unaufhörlichen Verbundenheit mit dem All

Als der Mensch anfing, Geschautes zeichnerisch wiederzugeben, gelangte er, wie Meier-Böke sagt, auf heimat- und vererbungsmäßigen Grundlagen zu einer Kunst des Zeichens, nicht Zeichnens. Spiralen, Kreise und Kreuze stehen am Anfang. Aus der Steinzeit und Bronzezeit sind zahllose Fibeln, Broschen, Gürtelhalter, Helme, Schilde und Opfergeräte mit Spiralverzierungen erhalten, und in unserem bäuerlichen Hausrat klingt dieses verehrungsvolle Erinnern an den Siegeszug der Sonne und ihrer ewigen Wiederkehr immer noch nach. Dasselbe gilt vom Gebrauch des Rechtskreuzes im Sonnenkreis als weihevolles Symbol des Sonnenlaufes. Der polnahe Mensch erhielt die Ost-Westrichtung durch die beiden Zeitpunkte der Tag- und Nachtgleiche, denn am 21. März und am 23. September war Sonnenaufgang genau im Osten und Sonnenuntergang genau im Westen. Die Nord-Südlinie ersah er aus den Sonnwendtagen: die Sommersonnenwende vollzog sich stets genau im Norden und die Wintersonnenwende genau im Süden Diese beiden Linien übereinandergelegt, ergaben das „Kreuz", das, in den Kreis des jährlichen Sonnenlaufs eingezeichnet, das uralte Zeichen des „Kreuzes im Kreis" das Sonnenrad bedeutete. Die großartigen Sonnwendheiligtümer der Steinzeit beweisen uns, daß man damals schon diese wichtigsten Punkte des Jahres mit voller Genauigkeit abstecken konnte.

Der Ablauf des Sonnenjahres war also für unsere Ahnen schon vor urfernen Zeiten die große Offenbarung des göttlichen Wirkens im Weltall. Er war ihnen ein Symbol des von Gott gegebenen kosmischen Gesetzes, laut dessen sich jeder Wandel unvergänglich und in ewiger Wiederkehr vollzieht. Täglich und jährlich sahen sie auch das Gleichnis ihres Lebens: den Morgen ihrer Kindheit und den Lenz ihrer Jugend, den Mittag und Sommer ihres Erwachsenseins, ihrer vollen Reife, und den Herbstabend ihres Alters, der durch die Winternacht des Todes zu neuem Leben, zum Wiedergeborenwerden führt.

Wenn die Sonne nach dem 22. Dezember wieder höher zu steigen und die tiefe Finsternis der Polarnacht sich zu mildern begann, wurde für unsere Vorväter um die „Weihe-Nachts-Zeit", aus dieser heiligen Nacht, das Licht der Welt von neuem „geboren". Sie nannten dieses neuwerdende Licht den „Gottessohn". Sie sahen in ihm aber keine Gottheit, sondern nur die stoffliche Offenbarung der hinter der Welt unsichtbaren göttlichen Allmacht, als Zeitmesser, Feuer, Licht und Wärme. Im hohen Nordlande ist auch der Ursprung aller jener urarischen Gebräuche zu suchen, die sich an dieses wunderbare Sonnenerleben knüpften und in den verschiedenartigsten Formen und Bedeutungen noch heute in deutschen Landen weiterleben.

Der alte Chronist Prokop schildert uns in seinem „Bellum Gothicum" dieses Sehnen der Leute in den nördlichen Breiten nach der Sonne: Eine große Sehnsucht nach dem Himmelslicht habe sie alljährlich nach langen Wochen der Finsternis erfaßt, und man habe tagtäglich Boten auf die höchsten Bergspitzen gesandt, um Umschau nach dem Sonnenball zu halten. Wenn diese endlich bei ihrer Rückkehr verkündeten, daß sie die ersten Strahlen wieder gesehen hätten, dann sei ein ungeheurer Jubel ausgebrochen. So kam also wirklich der ersehnte Augenblick, da sich wieder der erste lichte Streif zeigte. Ein Freudenruf erscholl: „Heil, heil! Es wird hell! Hell — hell — heil — heil!" Im Nu waren die schon lange bereitgehaltenen Holzvorräte herbeigeschleppt, und bald flammte ein Freudenfeuer, das Wintersonnwendfeuer, gegen den Himmel empor, um die Sonne, den wiedergeborenen „Gottessohn", im Kampfe gegen die Mächte der Finsternis zu unterstützen. Und dann loderten ringsum im ganzen Nordland die Sonnwend-Freudenfeuer auf, und überall klang der Jubelruf: „Heil — heil — hell — hell!"

Vom Sonnwend-Holzstoß wurde in dieser Weihenacht das heilige Feuer in Haus und Hütte getragen, um auch dort überall die Lichter zu entzünden, vor allem am heiligen Herd und am Weihe-Nachts-Baum, dem Sinnbild der Weltesche, die das Weltall stützte und nun wiederum das göttliche Licht trug. Im warmen Heim vereinigte dann ein frohes Mahl die Familiensippe, Gaben wurden getauscht, und jeder trachtete in seiner Freude auch dem anderen eine zu bereiten. Uralt und urdeutsch ist daher neben dem Sonnwendfeuer der Brauch des Tannenbaums und des Entzündens der Lichter auf ihm. Jetzt erst übernehmen auch andere Völker diese Sitte.

Ein anderer schöner Wintersonnwendbrauch wurde im südlicher gelegenen Nordland gepflogen und lebt noch heute in deutschen Landen. Einige Wochen vor dem Sonnwendtage brach man kleine Zweiglein von den Obstbäumen und stellte sie im warmen Herdraum in ein mit Wasser gefülltes Gefäß; sie werden heutzutage vom Volke „Barbarazweige" genannt. Man wußte in jenen fernen Zeiten genau, daß diese Zweige den Tag der Wintersonnenwende ankündigten, denn unmittelbar nach dem 22. Dezember brachen die Blüten auf; man wußte aber ebenso, daß nach diesem Tage auch draußen in der freien Natur, in Wald und Feld, in Moor und Aue das junge Leben wieder erwachte, daß sich mit der wiedergeborenen Sonne auch sonst überall das Wunder der Wiedergeburt zeigte. Wenn die Barbara-

zweige erblühten, bekamen Bäume und Bäche ein neues Gesicht, die Kleinwelt des Wassers, die bis dahin im Winterschlafe lag, begann ihren Liebesfrühling, und auch sonst schwoll überall die drängende Sehnsucht nach Licht und Liebe empor, die in den „Stillen Wochen“ vor der Sonnenwende geschlummert hatte.

Mit Recht setzten also unsere nordischen Väter den Beginn des natürlichen Jahres auf den Zeitpunkt, da die Sonne von ihrer tiefsten Stellung am Himmel wieder aufwärts zu steigen begann, also nach erfolgter Wintersonnenwende: die Tage wurden wieder länger, frühe Vorboten des kommenden Frühlings waren für den Kundigen überall bemerkbar, auf allen Seiten rang sich neues Leben zum jungen Licht. Es war der Tag der Wiedergeburt des Lebens, die Mutternacht der kommenden Zeit, die wir noch heute als Weihe-Nacht, als Heilige Nacht bezeichnen. Der 24. Dezember beschloß das alte und der 25. eröffnete das neue Jahr mit der ersten der 12 heiligen Rauhnächte, die bis zum 6. Januar andauerten. Noch jetzt glaubt der Bauer an deren zauberkräftige Wirkungen und schließt aus dem Verhalten der Witterung an den 12 Rauhnachtstagen auf die Wettergestaltung in den kommenden 12 Monaten. Bei der wachsenden Erkenntnis von der Abhängigkeit alles irdischen Geschehens vom Kosmos wird es vielleicht einmal gelingen, die inneren Zusammenhänge aufzufinden, welche die Rauhnächte zu prophetischer Schau geeignet machen.

In den nordischen Ländern hat sich in den Weihnachtsnamen die Erinnerung an das altgermanische Wintersonnwendfest erhalten. Der schwedische Name für Weihnachten, „Jul“, ist das altnordische „Joel“; es kommt auch im Friesischen als „Yule“ und im heutigen Englischen als „wheel = Rad“ vor: es ist das Sonnenrad unserer Altvorderen.

Die ganze Zeit der sogenannten „Zwölften“, d. i. der 12 Rauhnächte, war, wie Georg Buschan in seinen „Altgermanischen Überlieferungen“ nachweist, für die alten Germanen heilig: jegliche Arbeit ruhte auf dem Acker, im Hause, im Handwerk, in der Rechtsprechung und im Waffengang. Es herrschte allgemeiner Friede. Man feierte während dieser „hilligen Tage“, wie sie in Niederdeutschland noch heute heißen, und noch jetzt wird auf dem Lande an diesem völligen Ruhen der Arbeit festgehalten.

In der „Zwölften“ ließen die alten Germanen für diese Zeit die Götter ihren himmlischen Wohnsitz Walhall verlassen und auf der Erde segnende Umzüge durch Felder und Fluren halten. Der große Lärm, den die Winterstürme gerade in den 12 Rauhnächten verursachen, sowie die unheimlichen Wolkenbildungen mußten in den ängstlichen Gemütern den Glauben erwecken, daß Wodan gleichzeitig in den Lüften mit den Winterriesen einen grimmigen Kampf führe. Diese Vorstellung ist noch heute in der Volkssage vom „wilden Jäger“ lebendig.

Beim Feste der Wintersonnenwende war es bei den alten Germanen Sitte, daß sich die Teilnehmer in die Haut der geschlachteten Opfertiere, also der Lieblingstiere Wodans, Freyrs und Thors, kleideten und feierliche Tänze in dieser Vermummung aufführten. Solche Vermummungen allerlei Art blieben das ganze Mittelalter hindurch bestehen und finden sich auch noch heute in vielen deutschen Gegenden. Besonders drei Figuren aus dem germanischen Heidentum spielen noch jetzt in ganz Deutschland zu Weihnachten eine besondere Rolle und zeigen, wie tief der altgermanische Brauch des Vermummens zur Wintersonnenwende im Volke wurzelt: es sind dies der Schimmel Wodans, der Eber Freyrs und der Bock Thors, die unter der Bezeichnung des Schimmelreiters, des Erbsbären — dies ist eine altdeutsche Bezeichnung für Eber — und des Klapperbocks erscheinen. Auch der Knecht Ruprecht stellte ursprünglich einen germanischen Gott vor: das Wort ist das altgermanische „Hruodperecht = der Ruhmglänzende“, und dieser Beiname war dem Wodan oder dem Thor zugeeignet. Das Adventsingen wieder geht auf den schon oben erwähnten Umzug Wodans, Holdas und anderer Götter zur Mittwinterzeit zurück, die an die Häuser und Hütten der Menschen anklopften, um ihnen Glück und Segen zu bringen.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß die 12 Rauhnächte bei unseren Ahnen im Rufe standen, einen Blick in die Zukunft zu ermöglichen. In den weitbekannten Bräuchen der Sylvesternacht leben uralte Gepflogenheiten weiter: in allen möglichen Orakeln, im Bleigießen, im Lichterschwimmenlassen und vielem anderen wird die Zukunft befragt, und ebenso gebräuchlich ist die Prophetie der Bauernregeln zur Weihnachtszeit.

In Rührung und Staunen gewahren wir, wieviel urwüchsiges Brauchtum unserer Vorfahren auch heute noch in unserem Volke lebt. Erst jetzt erinnern wir uns wieder seines tiefen Sinnes, der im Laufe der letzten zwei Jahrtausende absichtlich oder unabsichtlich verfälscht und durch fremdvölkische Zutaten beinahe unkenntlich geworden ist. Erst heute, im Reiche Adolf Hitlers, besinnen wir uns der Wurzeln unserer Kraft: der heldischen Gesinnung, der Ehrenhaftigkeit und Treue, der tiefen Naturverbundenheit und mit ihr des fast schon vergessenen Weistums unserer nordischen Väter.

In diesem Weltall, das immer war und immer sein wird, ist nirgends Stillstand und nirgends Ruhe. Darum ist auch das Hakenkreuz, das uralte Sonnenrad, wieder unser Weltanschauungssymbol geworden. Es kündet vom Weistum der Väter aus urfernen Zeiten, von der Heiligkeit der heimatlichen Welt und der innigen Verbundenheit des Lebens mit ihr, mit dem Kosmos, mit dem in erhabener Ruhe verharrenden Weltengeist, dem Ewigen, Unabänderlichen, sich selbst Genügenden — mit Allvater.

In diesem uns jetzt erschlossenen höheren Sinne sind die folgenden schönen Worte Hermann Wirths, des Erforschers nordischen Wesens, zu deuten: sie sprechen von der Wintersonnenwende des deutschen Volkes, das nach langem, schmerzlichem Abstieg nun wiederum seinen Weg aufwärts ins Licht nimmt:

„Vom Licht geboren, zu Licht erkoren,
wir kommen aus langer dunkler Nacht,
wir kommen von weiten irren Wegen,
wir wollen heimwärts, dem Licht entgegen,
aus Suchens Mühe und Kämpfens Wacht,
aus Darbens Not und Sehnens Macht
Wir tragen im Herzen in treuer Hut
den letzten Funken heil'ger Glut,
den fernen lichten Glauben unserer Ahnen.
Nun wollen wir den Weg uns bahnen
zur Heimatscholle, zur Gotteserde,
daß sie dem Volke Erlösung werde!“

Anekdoten um Carl Maria von Weber

Zum 150 jährigen Geburtstag des großen Opernkomponisten

Richard Wagner sprach 1826 an Carl Maria von Webers Grab folgende Worte: „Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du! Wohin dich auch der Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fasern an dieses deutsche Volksherz gekettet, mit dem er weinte und lachte wie ein gläubiges Kind wenn es den Sagen und Märchen der Heimat lauscht —"

Damit charakterisierte er treffend den Menschen und Komponisten Weber, der der deutschen Oper bleibende Geltung verschaffte

Carl Maria von Weber wurde am 18. Dezember 1786 zu Eutin im Oldenburgischen geboren. Früh mutterlos, wuchs er zwischen den Kulissen der väterlichen Wandertruppe auf Bereits als 15jähriger schuf er seine erste Messe 1803 führte er in Augsburg seine Oper „Peter Schmoll" auf

In den folgenden Jahren führte Carl Maria von Weber ein wechselvolles Dasein Er war Opernkapellmeister, Musikintendant und Klaviervirtuose. 1813 ernannte man ihn zum Gesamtleiter der Deutschen Oper in Prag, später wechselte er nach Dresden über und wurde Königlicher Musikdirektor an der dortigen Oper

1821 beendet er die Schauspielmusik zu „Presciosa" Im gleichen Jahre führte man in Berlin seinen „Freischütz" auf. 1823 schrieb er die „Euryanthe" Es folgten die „3 Pintos", „Abu Hassan", zahlreiche Lieder, Chöre und Klavierwerke Am bekanntesten davon dürften wohl davon sein f-moll-Klavier-Konzert und die „Aufforderung zum Tanz" sein.

Als man ihn 1826 zur Komposition des „Oberon" nach London rief, war er bereits todkrank Am 5 Juli erlag er einem Kehlkopfleiden.

Es existiert ein großer Anekdotenschatz um Carl Maria von Weber. Einige seien hiermit ausgewählt:

Als Carl Maria von Weber die Partitur seiner Oper „Freischütz" beendet hatte, schickte er sie an Beethoven, da er dessen Urteil gern hören wollte. Beethoven las das Werk und sandte es mit dem Bemerken an den Komponisten zurück, daß er rate, keine Oper mehr zu schreiben.

Weber, der wohl einige anerkennende Worte erwartet hatte, war darüber sehr verstimmt Als sich die beiden trafen, fragte er Beethoven weshalb dieser die Musik zum „Freischütz" so schlecht finde

„Für so schlecht?" erwiderte Beethoven, „nein, im Gegenteil, für zu gut! Ich fürchte jetzt Sie werden keine zweite Oper dieser Güte fertigbekommen!"

*

Carl Maria von Weber wurde von seinen Freunden gewöhnlich mit seinem zweiten Vornamen, Maria, genannt. Über den Erfolgen der Musik des „Freischütz" vergaß man den Textdichter Friedrich Kind vollständig, bis eines Tages folgendes Epigramm in aller Munde war

Wie töricht doch die Menschen sind!
Vor Liebe möchten sie den einen fressen!
Den andern sie darüber ganz vergessen.
Und doch — was wär' Maria ohne Kind?!

*

Am 21 Juni 1817 schrieb Weber an seine Braut Caroline Brandt nach Prag: „— Du hast recht, Muks, Lorbeerblätter haben wir wohl, aber sie reichen doch nicht hin nur einen Schweinskopf damit zu würzen! Ja, wenn alle die Lobpreisungen sich in Butter und Schmalz, Würste und Eier verwandelten, das wäre was wert Und dann — dann könnten wir auch bald heiraten!"

*

Ein Ausspruch Webers über die Ehe:

„Der Ehestand gleicht einer Baßgeige. Der Grundton des Lebens, die Liebe, bläst die Flöte, die Kinderchen die Querpfeife, die Nachbarn die Trompete, die Hörner sind überflüssig!"

*

In einem Gespräch mit Carl Maria von Weber beklagte sich jemand über das Altwerden. „Ja, lieber Freund" erwiderte der Komponist, „das Altwerden ist aber doch das einzige bis jetzt erfundene Mittel, um lange zu leben!"

*

Zu Carl Maria von Weber kam einst eine Dame, überreichte ihm mit honigsüßem Lächeln einen Band Noten und flötete: „Meister, wollen Sie bitte Ihr Werturteil über meine Sachen geben —?"

Weber blätterte flüchtig darin und sagte dann: „Ich schätze Ihr Kollier auf 10 000 Francs, Ihre Nadel auf 2000 Ihr Armband —"

„Aber ich meine doch meine Komposition!" rief die Schöne dazwischen

„Madame" wehrte Weber ab, „erst wollen wir lieber die echten Perlen und Diamanten taxieren!"

*

Carl Maria von Weber gab in einer kleinen Stadt einen Klavier-Abend. Der Saal war sehr schlecht besucht In der Pause zog sich der Komponist betrübt zurück. Da kam der Buchhändler des Städtchens zu ihm und sagte tröstend „Verehrter Meister, wundern Sie sich nicht über die erschreckende Teilnahmslosigkeit. Ich kenne diese Stadt ganz genau, hier haben die Menschen vor 20 Jahren noch gebellt!"

Rolf Haka.

In der Hölle von Toledo

VON ROLAND E. STRUNK

4. Fortsetzung.

Ja, also — da waren nun alle beisammen, die Frauen und Kinder saßen hier unten herum, damals brannte noch das elektrische Licht. Das war in der Nacht vom 19. auf den 20. Jeder hatte so mitgebracht, was er nicht zurücklassen wollte, meist unnützen Kram, Bündel und Packen. Da saß man nun hier unten herum, die Kinder machten große Augen, es war neu und interessant, und die Frauen quatschten aufeinander los — keine dachte, daß es ernst würde —, und man richtete sich hier unten gerade so für ein paar Stunden ein. Die Männer waren oben, der Oberst hatte Abschnittskommandanten ernannt, die richteten sich ihre Abteilungen und ihre Fensterfronten. Aber das alles geschah noch so, als wäre es ja eigentlich unnütz — sehr ernst nahmen auch wir oben die Sache nicht. Schön!"

„Wollen wir jetzt mal 'raufgehen?" meinte Lecanda? „Da am anderen Ende können wir durch den Sprengtrichter an die Südostfront. — da haben wir dann die Gegend vor der Nase, wo sie den ersten Angriff machten, die Madrider. Das heißt, wir sehen ja nichts, es ist Nacht. Seltsam, wie —? Das vergißt man da unten, ich zumindest, wissen Sie, ich habe hier unten den Zeitsinn völlig verloren. Ich glaube, es ging den anderen auch so. Man stolperte da unten in diesem ewigen Dunkel herum und war erstaunt, wenn man oben ins Licht kam. Diese ganzen Wochen erscheinen mir, als wäre es immer Nacht gewesen, und das einzige Licht war Brand und Explosion. Kommen Sie!"

Wir gingen längs des Badebeckens durch die Halle. Ich verstand, daß man die Frauen und Kinder schließlich hier untergebracht hatte, denn diese Grundmauern waren gewaltig. Es schien unmöglich, diesen Keller, der tief im felsigen Boden des Alkazarberges ruhte, auch nur zu erschüttern, und dennoch war es schließlich auch hier unten unsicher geworden.

Am anderen Ende des Badekellers stieg der Weg wieder empor. Hier hatte die erste große Mine Mauern und Wände, Stiegen und Decke zerschlagen, hatte mit der unfaßbaren Gewalt eines tektonischen Bebens die Ostecke dieser unterirdischen Festung eingedrückt und durch das Wirrwarr dieser Zerstörung einen Weg nach der Ostterrasse freigelegt, durch den wir nun emporkletterten, umweht von der kühlen, reinen Nachtluft.

Ich zog diese Luft tief in meine Lungen. Ich badete mich gleichsam in dieser reinen Kühle, die vom blassen Licht der Sterne erhellt war.

Fünfzehn Meter Schutthalde ging es hoch.

„Links von uns ist der Minentrichter ...", sagte der Major. „Den werden wir morgen sehen, wenn es Tag ist. Dann werden Sie ungefähr eine Ahnung haben, was so eine asturische Bergarbeitermine bedeutet."

„Sagen Sie, da gab's bei den Roten ein paar Kameraleute, Amerikaner oder Engländer. Die sollen bei der Madrider Bande drüben gearbeitet haben. Die bekamen eine Einladung von den Roten, als die Mine sprengfertig war, und die drehten dann die ganze Geschichte Stimmt das?"

„Ich habe den Film nicht gesehen — aber es stimmt wohl!" Der Major blieb stehen.

„Ich weiß nicht, vielleicht bin ich ungerecht, aber ich kann das nicht verstehen, daß da Menschen, die nichts damit zu tun haben, die nicht rot sind, einfach wie zu einem Tee eingeladen hierher kamen und sich auf die Dächer setzten da draußen, mit der Stoppuhr in der Hand, und warteten, bis wir in die Luft gehen. Entschuldigen Sie, aber wenn man so wie ich mitten drin saß in dieser Hölle und nun weiß, andere sogenannte Neutrale haben zugesehen ...?! In einem normalen Krieg?! Ja!! Aber das hier war ja Mord! Was müssen sich eigentlich diese Amerikaner so gedacht haben? Vielleicht dachten sie gar nichts, vielleicht haben sie nur ausgerechnet, daß ein Meter Film von der Alkazarsprengung ein paar hundert Dollar wert sein wird. Wie haben denn diese Menschen mit den Roten gesprochen? Wie mit normalen Soldaten? Wie mit anständigen Menschen? Haben diese Leute denn nicht ... aber wozu?! Es ist vorbei! Und schließlich, was geht's mich an?!"

Ich schämte mich ein wenig in diesem Augenblick. Ich wußte nicht recht, was ich dem Mann sagen sollte.

„Wissen Sie, Herr Major, dieser Film wird ein Dokument werden. Es war ja schließlich die einzige Gelegenheit damals auf roter Seite, diesen Heldenkampf im Bild festzuhalten. Dieser Film wird der ganzen Welt zeigen, was Sie hier durchlebten Dieser Film erst kann einen ungefähren Eindruck geben von Ihrem Erleben, Ihrem Kampf!"

Wir standen oben, am Rande dieses hochgewühlten Trümmerfeldes. Hinter uns ragte die Ruine der Burg hoch in den finsteren Himmel, vor uns dehnte sich, unklar im schwachen Licht der Nacht, die Stadt, und dahinter weit und geheimnisvoll das Land.

Der Major setzte sich auf einen tischgroßen Quader. Man hörte das Rauschen des Tajo, der irgendwo zu unseren Füßen sein mußte. Ein völlig zerschossener Wagen lag neben uns, zwei vom Sturm der Geschosse entlaubte, abgespälte Bäume streckten ihre nackten Äste in den Himmel.

„Sind Sie müde?" fragte Lecanda. „Nein? — Schön! Sehen Sie, da drüben ist das Santa-Cruz-Hospitz. Das werden wir morgen besuchen. Dahinter, so an die zweitausend Meter weg, ist der Paseo de Mirador. Dann fällt die Stadt steil ab gegen die Straße, die aus Madrid kommt, und dort weit hinten liegt die Waffenfabrik und das Carmeliterkloster. Dort also standen unsere ersten Linien mit dem Oberst Villalba. Am Montag also, um fünf Uhr früh — wir Offiziere standen mit dem Oberst Moscardo an den Fenstern im zweiten Stock der Ostfront —, hörten wir ein Flugzeug. Es war sehr klar, ein richtiger Julimorgen, man wußte, daß der Tag heiß werden würde. Ganz klar der Himmel, der Horizont dunstig und die Luft schon voll Wärme. Am Himmel stand im Osten ein Punkt. Er wurde rasch größer. Da waren sie also — die Madrider! Wir befahlen alle Leute in Deckung, herunter in die Keller, nur ein Beobachtungsposten blieb auf den Ecktürmen und wir — die Offiziere des Stabes. Die Frauen schliefen meist. Sie waren müde von dieser Nacht. Das Flugzeug kam näher über die Stadt. Wir sahen Proklamationen flattern, Hunderte, Tausende — ein weißer Regen. Der Flieger kreiste über dem Patio, Proklamationen fielen auch zu uns herein. Man brachte uns das Zeug. Es war eine letzte Aufforderung zur Übergabe und auch ein Befehl an die Zivilbevölkerung, die Stadt fünfhundert Meter im Umkreis um den Alkazar zu räumen. Bomben schmiß der erste Flieger noch keine!"

„Er machte seine letzte Schleife über uns und verschwand im Osten hinter den Hügeln bei der Guardia-Civil-Kaserne. Wir suchten mit unseren Gläsern nach der angekündigten Madrider Kolonne. Am Tage sieht man vom Alkazar aus deutlich die Straße, die aus Madrid heranführt. Nichts! Wir tranken Kaffee. Moscardo diktierte seine ersten Befehle. Wir arbeiteten an Fensterbarrikaden, Verpflegung wurde rationiert, in verschiedenen Räumen verteilt, Wasservorräte herangeschafft, Maschinengewehre in Stellung gebracht und was man sonst so in einer Festung tut, wenn es losgehen soll. Um sieben Uhr kam Fliegeralarm. Ich ging in den Ostturm. Da kamen sie — es waren vier mittlere Bomber. Sie waren sehr schnell über uns. Ihre Eile hatte etwas Drohendes, Unerbittliches an sich. Sie machten also doch Ernst! Wrumm wrumm!! Die ersten Bomben hauten ungefähr hier in die Terrasse herein, ein paar andere drüben beim Reitstall und der Speisehalle der Kadetten, und zwei schlugen knapp neben der großen Treppe ein. Viel Schaden machte dieses erste Luftbombardement nicht. Es waren lauter Zehn-Kilogramm-Bomben, kleines Zeug, mit viel Lärm. Dann flogen die Bomber heim nach Madrid und wir warteten wieder. Wir glaubten immer noch, Franco mit seinen Kolonnen, die Sevilla-Garnison, müßte ja jeden Augenblick auf der Talavera-straße herankommen."

„Dann — gegen elf Uhr — kam Meldung vom Hospital Afuero, daß auf der Madrider Landstraße eine Kolonne im Anmarsch sei. Ungefähr tausend Mann. Artillerie sei auch dabei, Tanks und rote Miliz. Es war, wie wir später erfuhren, Infanterie vom Madrider Regiment Nummer 1. General Riquelme kommandierte die Bande, und man hatte gleich den roten Pöbel mitgenommen, das heißt, man hatte ihn mitnehmen müssen. Sie glaubten, es würde rasch gehen mit uns, und da wollten die Roten dabei sein, wenn der Alkazar geplündert würde und man uns an die Wand stellte. Wissen Sie, dieses 1. Regiment, das kam aus der Montanakaserne in Madrid, dort ist ja die Revolte losgegangen und die ersten Greuel. Dieses Regiment hatte bereits, als es hierherkam, seine Offiziere ermordet! Wir stiegen auf den Turm und konnten die Kolonne sehen. Sie entwickelte sich ganz offen wie am Exerzierplatz, in Schwarmlinien, die Tanks voraus, die Artillerie fuhr auf den Hügeln auf, und dann ging der Angriff los. Sie gingen zuerst auf unsere Vorstellungen los. Sie glaubten, es würde eine einfache Sache sein, so eine halbe Stunde Schießerei, und dann wäre eben alles vorbei!"

„Rauchen Sie bitte! Ich muß Ihnen nun eine sehr beschämende Sache erzählen. Aber es gehört dazu und ich kann es nicht verschweigen!"

Lecanda drehte am Rad seines Luntenfeuerzeuges, ich sah im Aufleuchten der Funken sein Gesicht.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß wir da draußen verschiedene Gebäude hielten in den ersten Tagen! Das Afuerospital, das Carmeliterkloster, die Puerta Bisagra und den Paseo hielten die Guardias mit dem Oberst Villalba, dann hatten wir die Waffenfabrik, die kommandierte der Oberst Sotto, und der hatte siebzehn Artillerieoffiziere bei sich. Nun also — die Madrider griffen an. Die Guardia Civil knallte dazwischen. Unsere Maschinengewehre mähten nur so in den Linien der Madrider. Die Roten griffen gleichzeitig die Waffenfabrik an, das heißt, sie sandten vorerst einen Korporal, und der forderte den Obersten Sotto zur Übergabe auf. Der Oberst Sotto war immer schon so ein wenig Politiker gewesen. Sie verstehen?! Also, als der Korporal kam, entschloß sich der Oberst Sotto zur Waffenstreckung. Er hat die Waffenfabrik überhaupt nicht verteidigt. Er hat keinen einzigen Schuß abgegeben. Er ergab sich mit einigen seiner Leutnants. Vielleicht glaubte er, die Madrider Regierung würde es ihm danken. Dieser Verrat war nutzlos! Wir haben später gehört, daß man den Oberst und seine Leute fesselte, nach Madrid brachte und dort vor ein Revolutionstribunal stellte. Man hat die Offiziere wie Vieh transportiert, man hat sie später erschossen. In der Waffenfabrik war auch ein Major, er heißt Mendez. Dieser Major hat da nicht mitgemacht. Er und achtzehn seiner Offiziere, es waren Absolventen eines Artilleriekurses, schlugen sich durch. Sie nahmen ein paar Millionen Schuß Gewehrmunition mit, verluden alles auf Lastwagen und schlugen sich zu uns durch. Der Major Mendez und seine Offiziere haben das wieder gutgemacht, was der Oberst Sotto verbrochen hat."

„Also, die erste Kolonne der Madrider hatte die Waffenfabrik, aber die zweite Kolonne, die das Hospital Afuero angriff, bekam einen derartigen Widerstand, daß ihr Angriff blutig zusammenbrach. Man kämpfte dort den ganzen Tag. Wir hatten noch Ruhe. Am Abend hörten wir, daß die Madrider ihre Tanks zurückgenommen hatten."

(Fortsetzung folgt.)

DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

Unser wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Walter Orth spricht mit dem Biologen Prof. Dr. Ernst Lehmann, Universität Tübingen, über das Thema:

VII.

Probleme der Biologie

Das Rätsel der Lebensentstehung.

„Ein riesenlanger Weg zieht sich über viele tausend Generationen zurück zu den ersten Menschen, deren spärliche Überreste ihr einstiges Dasein künden. Es sind die Überbleibsel eines Neandertalers, eines Homo mousteriensis, eines Homo heidelbergensis und wie sie alle nach dem Namen ihrer Fundorte heißen. Dann schreiten wir weiter zurück in das gegenüber der Erdneuzeit dreimal so lange Erdmittelalter mit der Blütezeit der Kriechtiere, den grotesken Gestalten der Ichthyosaurier, der Dino- und Flugsaurier und den ersten Säugetieren in der Kreideformation. Immer weiter zurück in das zwölf- bis fünfzehnmal so lange Altertum der Erde mit den ersten Kriechtieren in der Perm- und Karbonzeit, den ersten Lungenfischen im Devon und den ersten Wirbeltieren im Silur. Ein gähnender Abgrund tut sich dann auf, wo aller menschliche Forschergeist versagt — es sind die riesigen Epochen vor Beginn des Erdaltertums, Zeiträume, die viel, viel größer waren als die drei Erdalter zusammen. In der Zeit aber, wo die einst glutflüssige Erde sich abzukühlen begann, muß einmal erstes Leben entsprossen sein, wenn wir eine Stufe der Entwicklung der Organismen vom Niedersten zum Höchsten annehmen dürfen. Sie werden jetzt sagen, Herr Professor Lehmann, daß die Frage nach der Entstehung des Lebens — da für immer unlösbar — gar kein Problem der Biologie sei. Und doch haben sich auch große Biologen hierüber schon Gedanken gemacht, nicht wahr?"



Prof. Dr. Ernst Lehmann, Universität Tübingen.

„Es ist nicht zu verwundern, daß dem Biologen diese Frage nach der Entstehung des Wunderbarsten und Geheimnisvollsten immer wieder gestellt wird. Aber er fühlt sich dabei wie der Vater, den sein Kind voll gläubigen Vertrauens fragt, woher die Sterne am Himmel kämen. Wohl meinte man zeitweise, auch dieses Welträtsel sei gelöst. Aus den Tiefen des Weltmeeres sollte der Urschleim als Anfang alles Lebendigen geboren worden sein, soferne man nicht gar in primitiveren Zeiten auch allerlei Infusionstierchen und noch höher stehende Organismen aus fauligen Flüssigkeiten sich bildend dachte. Dann aber sollte das Leben gar nicht zu einer gewissen Zeit entstanden, sondern genau so ewig sein wie die Materie. Man dachte sich kleine Lebenskeime mittels des ‚Lichtdrucks', des Drucks also, den die elektromagnetischen Lichtwellen auf einen Gegenstand ausüben, von anderen Weltkörpern durch den Weltraum auf die Erde befördert. — Wenn aber der große Theoretiker der Biologie Carl von Naegeli einerseits sagt: ‚Die Urzeugung leugnen heißt das Wunder verkündigen', so zeichnet er doch andrerseits die ganze Schwere des Problems, wenn er ausführt: ‚Ich möchte die Behauptung aufstellen, daß von der Bildung des Eiweißteilchens bis zur Organisation des einfachsten Lebewesens der Abstand in qualitativer Be-

ziehung nicht geringer, sondern eher größer ist als zwischen diesem einfachsten Lebewesen und dem Säugetier." Die Biologie als Wissenschaft enthält sich auch der Frage, wie weit hier überhaupt ein Problem der Biologie vorliegt. Wir Biologen tragen ja eher eine bewußt unvollendete Kenntnis, als daß wir uns auf den Boden einer scheinbar abgeschlossenen, aber unzulänglichen Kenntnis stellten. Außerdem aber tritt die Frage nach der Entstehung des Lebens zurück gegenüber den unerhört vielen und wichtigen Fragen, die einer Klärung zugeführt werden sollen und können."

Künstliches „Leben"?

„Wenn wir etwa Fleisch, Knochen, Muskeln usw. unter dem Mikroskop betrachten, so beobachten wir kleine verschieden geformte Gebilde, kleinste Bausteine des Organismus — die Zellen. Sie enthalten das flüssige ‚Protoplasma', die Grundlage des Lebendigen, in welchem geheimnisvolle Stoffe und Stoffkomplexe geborgen sind, an die das Leben gebunden ist, und den ebenfalls aus komplizierten Eiweiß-Stoffen zusammengebauten sog. ‚Zellkern'. In welcher Kleinheit dieser Gebilde das Leben gebannt zu sein vermag, zeigten die Biologen beispielsweise an den Zellen gewisser Krankheitserreger, die nur wenige zehntausendstel Millimeter groß sind. Der ‚Bakteriophage', ein ‚bakterienfressendes Etwas', besitzt nach zuverlässigen Schätzungen eine Größe von einem zwölf- bis einem zwanzigmillionsten Teil eines Millimeters, und es entsteht hier die Frage, ob ein solches Etwas nicht gerade an der Grenze zwischen den Lebewesen und toter Materie steht. Nun äußern die Zellen genau so wie das große ‚Gebäude' Organismus ihr Leben durch Nahrungsaufnahme, Stoffwechsel, Wachstum und Fortpflanzung; sie verrichten je nach der Zugehörigkeit zu den einzelnen Organen Sonderleistungen, weshalb man von Ernährungs-, Fortpflanzungs-, Verdauungs-, Nervenzellen usw. spricht. In einer Zeit des Mechanismus versuchte man, diese eben an ‚Leben' gebundenen Tätigkeiten der Zelle durch einfache chemische und physikalische Vorgänge zu erklären. Man stellte ‚künstliche Zellen' her und glaubte, damit das ‚Leben' schon erfaßt zu haben. Wenn wir auch heute wissen, daß ‚Leben' eben doch mehr ist als eine Verkettung solcher chemischer und physikalischer Reaktionen, so wäre es doch einmal interessant, etwas über die Herstellung solcher ‚Zellen' zu erfahren, Herr Professor Lehmann?"

„Wenn man heute von künstlichen ‚Zellen' spricht, so meint man damit in keinem Falle ein Etwas, das als Ganzes mit einer lebendigen Zelle gleichzusetzen wäre, denn würde es uns gelingen, lebendige Zellen oder Protoplasma herzustellen, so würden wir künstliches Leben zu schaffen vermögen. Die sogenannten künstlichen Zellen weisen vielmehr nur nach der einen oder anderen Richtung hin Eigenschaften auf, die wir auch an der lebendigen Zelle zu beobachten gewohnt sind und als zum Leben gehörig betrachten. ‚Traubes künstliche Zelle', die ‚Pfeffersche Zelle', im wesentlichen eine Haut, die sich spannt, wenn ein chemischer Körper in die Lösung eines anderen gebracht wird, sind Gebilde, die aus totem Material bestehen, die uns aber gerade an diesem mit der Protoplasmahaut verglichenen Membran Vorgänge der Stoffaufnahme, der Zellteilung usw. veranschaulichen, wie sie sich auch an der lebendigen Zelle abspielen. Die großartigen Erkenntnisse, die wir vom Innenbau der Kristalle, von den Gesetzen der sog. ‚kolloidalen Stoffe' erlangten, haben uns weiter mit Erscheinungen bekannt gemacht, die auch an der lebendigen Substanz gültig sind."

„Bislang können wir diese außerorganismischen Bildungen also nur als Modelle auffassen, an denen Vorgänge ablaufen, die der Stoffaufnahme oder der Teilung der lebendigen Zelle ähneln, nicht wahr?"

„Ganz richtig, Herr Doktor, man könnte auch sagen, sie glichen Automaten, die in Bau und Ablauf Einzelvorgänge, die sich in der lebendigen Zelle abspielen, veranschaulichen. Sicher sind sie gerade deswegen für das Verständnis der organismischen Vorgänge von besonderer Wichtigkeit. Das Lebensganze auch nur der einfachsten Zelle haben wir damit in keiner Weise erfaßt."

Organisation.

„Einer Art von Zellen — den Keimzellen — obliegt die Aufgabe der Fortpflanzung. Durch Verschmelzung zweier solcher Keimzellen, der Eizelle und der Samenzelle wird die Grundlage für die Entwicklung eines neuen Individuums geschaffen. Das Verschmelzungsprodukt — das Ei — teilt sich zunächst in zwei Zellen, diese wiederum in je zwei usw. und so entsteht schließlich ein Zellhaufen, dann eine von einer Zellschicht begrenzte Hohlkugel, die sich nun einstülpt. Es bildet sich durch die Einstülpung, wie man sagt, der Urdarm und der Urmund, und endlich geht es über weitere Stufen der Entwicklung an die Ausbildung der Organe, bis dann das neue Wesen in seiner Entwicklung fertig ist. Man kann sich nun nicht recht vorstellen, daß sich aus einem äußerlich so einfach gebauten Ei, dann aus einem Zellhaufen ein so kompliziertes System von Organen, wie es der menschliche und tierische Körper darstellt, entwickelt. Wie ist es möglich, daß aus einem Zellhaufen ein organisiertes Ganzes entsteht und nicht ein immer größerer Komplex gleichartiger Zellen, wie es doch am leichtesten verständlich wäre? Welche Kräfte sorgen für die richtige ‚Anbringung' der Körperteile, warum bleibt das Wachstum plötzlich stehen, wenn ein Organ entwickelt ist? Gestalten sich die Organe unabhängig voneinander oder wird die Entwicklung von einer zentralen Gewalt beherrscht? Sie sehen, Herr Professor, eine ganze Reihe von Fragen, die Sie mir bitte beantworten wollen!"

„Auch der einfachsten Zelle haben wir eine gewisse innere Struktur, eine Organisation zuzusprechen — so auch dem äußerlich so einfach erscheinenden Ei. Lange meinte man, im befruchteten Ei liege schon der fertige Organismus in allen seinen Teilen vorgebildet vor, etwa wie die Steinchen eines Mosaiks neben- und durcheinandergelagert, die dann während ihrer Entwicklung nur ‚auseinandergewickelt' oder ‚entfaltet' werden. Oder aber ist das Ei etwas relativ Einfaches, niedrig Organisiertes, in dem erst im Laufe der Entwicklung die Mannigfaltigkeit bestimmt und hergestellt wird? Unserer Zeit wurde durch den deutschen Nobelpreisträger Hans Spemann der Ruhm zuteil, daß zur Lösung dieser Frage Tatsachen an Stelle von Phantasien gesetzt wurden und das Problem im Sinne der zweiten Möglichkeit entschieden wurde."

„Wie aber hat Spemann dieses Problem in Angriff genommen?"

„Der Forscher hat das Ei des Salamanders während seiner ersten Entwicklung mit einem Kinderhaar in zwei gleiche Hälften durchschnürt und beide je zu einem vollkommen ausgebildeten, wenn auch kleineren Embryo sich entwickeln sehen. Die einzelnen Teile des Organismus können deshalb nicht im Ei schon in ihrer gegenseitigen Lage vorausbestimmt und angelegt gewesen sein. Dennoch bildet sich aus dem Ei nicht ein beliebiger Zellhaufen. Alsbald scheiden sich vielmehr besondere Zellbezirke aus, in welchen nun bestimmt, ‚determiniert' wird, was aus ihnen weiter hervorgeht. Wir sprechen von Faktoren, die so die weitere Entwicklung fest-



legen, als den sogenannten ‚Determinationsfaktoren', die sich indessen auf verschiedene Entwicklungsstadien und in Nachbarschaft von verschiedenen anderen Zellbezirken verschieden auswirken können."

„Sollen wir bei diesen Determinationsfaktoren etwa an übernatürliche und unvorstellbare Kräfte denken oder an erfaßbare Stoffe, die die Zellen und Organe zu bestimmten Aufgaben determinieren?"

„Die nähere Untersuchung dieser Determinationsfaktoren führte bislang zu dem Ergebnis, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach chemischer Natur sind, daß es sich also um durchaus natürliche Faktoren handelt, welche, ihrerseits Teile der belebten Substanz, auf diese in bestimmter Weise organbestimmend einwirken."

Zum Problem der Vererbung.

„Ein neuer Organismus entsteht also durch die Verschmelzung zweier winziger Zellen und nachheriger fortgesetzter Teilung dieses Verschmelzungsproduktes unter gleichzeitiger Determination. Wenn nun einmal später auf dieser Grundlage ein Individuum bestimmter Rassemerkmale, männlichen oder weiblichen Geschlechts, mit blauen oder braunen Augen, blonden oder schwarzen Haaren, diesen oder jenen erbbedingten Charaktereigenschaften entsteht, so müssen logischerweise alle diese Merkmale in jenen beiden kleinen Zellen veranlagt sein. Kann sich nun der Biologe eine wirkliche Vorstellung von diesen Erbanlagen machen oder ist dabei an ein Etwas zu denken, das wir von unserer Warte einfach nicht begreifen und erforschen können, Herr Professor Lehmann?"

„Fast könnte man sagen — ich bitte mir das nicht zu verübeln, Herr Doktor Orth —, es sei eine etwas unbescheidene Frage, die Sie jetzt an mich richten. Natürlich, das Menschenalter, das verging, seitdem die Mendelschen Vererbungsgesetze der Vergangenheit entrissen wurden, erscheint uns nach seinem geschichtlichen Inhalt mehr als ein Jahrhundert. Aber was hat uns dieses Menschenalter auch an Erkenntnissen über die Erbvorgänge gebracht! Zwei ganz getrennt verlaufende Forschungswege, der Vererbungsversuch im Versuchsgarten und am Versuchstier auf der einen Seite, das Studium des Zellgeschehens bei der Bildung der Keimzellen, dort, wo die Lose gemischt werden, die dem Menschen mit auf den Lebensweg gegeben werden, sind zur Vereinigung gekommen und haben die über Mensch, Tier und Pflanze sich erstreckende große Wissenschaft von der Vererbung neu erstehen lassen. Es gibt da Bestandteile des Zellkernes, die sogenannten ‚Chromosomen'. Wir verfolgen sie, wie sie sich als oftmals leicht gewundene Stäbchen bei der Teilung des Kernes der Keimzellen aus diesem herauslösen, wie sie sich dann in gesetzmäßiger und andrerseits doch auch dem Zufall unterworfener Weise wieder zusammenfügen. Wir haben erfahren, wie diese mit Hilfe des Mikroskopes leicht sichtbar zu machenden Zellbestandteile gleich Nachen die Erbträger von Generation zu Generation führen und haben sie in vielfältigem Zusammenhange mit dem Erbgeschehen kennengelernt. Ja, der amerikanische Nobelpreisträger Morgan hat uns darüber aufgeklärt, daß sich die Erbträger in den Chromosomen in bestimmter, gegenseitig festgefügter Lage anordnen. Was diese Erbträger ihrer Natur nach sind, darüber können wir heute noch keine klaren Vorstellungen vermitteln. Die Forschung aber ist auf dem Wege, auch in dieses unbekannte Land mit Erfolg vorzustoßen."

(Schluß dieses Gespräches folgt.)

DER CLOWN

Grelle Plakate schreien es von den Anschlagsäulen: „Perroni!" Die Zeitungen hämmern es täglich ihren Lesern ein: „Perroni!" Im Büro, in den Arbeitssälen, auf der Straße, in der Untergrundbahn nur ein Gespräch: „Perroni!" Wer ist Perroni? Was ist mit Perroni?

Perroni ist der Clou des Großvarietés. Perroni kann alles: Seine Balanceakte sind genau so verblüffend wie die weltberühmte Katzendressur; man weiß nicht, soll man das Meisterspiel der Mienen mehr bewundern oder die Kunstfertigkeit an den Instrumenten. Nervenaufpeitschend der Drahtseilakt, aber während den Zuschauern der Atem stockt, reißt der Künstler-Clown seine Späße. Zweifacher Salto mortale rückwärts auf die Matte, der Beifall rast — Perroni muß man einfach gesehen haben!

Um Perroni reißen sich die Unternehmer, sein Name ist Weltattraktion. Trotz der erhöhten Eintrittspreise ist das Theater allabendlich überfüllt, auf Tage hinaus sind die Plätze vorverkauft. Ich hatte Glück, Max konnte mir auf heute abend noch eine Einlaßkarte besorgen.

Vor dem Heimweg will ich noch einen kleinen Imbiß zu mir nehmen. Es geht auf Mitternacht. Die Gaststätte ist voll besetzt, nur an dem Rundtisch bei der Säule scheint noch ein Stuhl frei zu sein. Ein älterer Herr sitzt mir allein gegenüber. Dienstbereit eilen die Kellner durch die Gänge. Ich bestelle, mein Tischnachbar ist in eine Zeitung vertieft.

Bei einer Tasse Kaffee nehme ich Gelegenheit, mit meinem Gegenüber eine kleine Unterhaltung zu beginnen. Schon nach kurzer Zeit stelle ich fest, daß ich es mit einem außergewöhnlich gebildeten Menschen zu tun habe, der weit in der Welt herumgekommen sein muß. Unser Gespräch bewegt sich auf allen Gebieten, um die sich Männer kümmern: Politik, Wirtschaft, Kunst, Sport, Ausland usw. Und unwillkürlich kommen wir auch auf Perroni zu sprechen. Es ist mir lieb so, denn ich glaube, aus den verhärmten Gesichtszügen meines Nachbarn manche Sorge herauslesen zu können.

„Perroni müssen Sie gesehen haben! Da wird man, wenigstens auf Stunden, seine Alltagssorgen los. Wir Menschen brauchen ja diese Abwechslung."

Mein Gegenüber lächelt leicht vor sich hin, dabei spielen seine Finger etwas nervös mit dem Aschenbecher auf dem Tisch. „Es gibt Dinge im Leben, die auch ein Meisterclown nicht beseitigen kann." Und unvermittelt quillt es aus ihm heraus, was er vielleicht schon lange Zeit stumm für sich behielt: Die Frau nach langer, glücklicher Ehe vor wenigen Monaten gestorben, ein Sohn im großen Krieg geblieben, die Tochter, eine vielversprechende Künstlerin, vor drei Wochen einem Unglücksfall erlegen. Er selber allein auf der Welt, alt und müde und — heimatlos.

Da lerne ich nun in wenigen Augenblicken ein Menschenschicksal kennen. Ich weiß, ich bin ein schlechter Tröster, und doch versuche ich, dem Erzähler neues Hoffen zu geben. „Jeder von uns hat eben sein Packen zu tragen, groß oder klein, wie's fällt. Wir dürfen dabei nur nicht erliegen."

„Sie haben recht, mein Herr, durchaus recht — Ober, bezahlen! —, wir müssen immer aufrecht bleiben und die Kraft behalten, anderen, die noch schwerere Lasten schleppen, tragen zu helfen. — Entschuldigen Sie mich bitte. — Es war für mich eine Freude, Sie zu treffen. — Mein Name ist: Perroni!" A. F.

Ralph Urban:

Die Schußlinie

Mr. Sanford, der Chef einer Bank von Chikago, saß an einem hellen Nachmittag in seinem Arbeitszimmer. Auf dem Schreibtisch, der knapp neben einem der großen Fenster stand, lagen Stöße von Akten, die auf seine Unterschrift warteten.

„Ein Generaldirektor Morton möchte Sie sprechen", erklang die Stimme des Sekretärs, der seinen Kopf zur Tür hereinsteckte.

„Morton?" wiederholte zerstreut der Bankier, „nun schön, er soll hereinkommen!" Der Chef des Hauses kannte zwanzig Mortons, und Generaldirektoren hatten bei ihm stets Zutritt. Er blickte erst auf, als der Besucher neben seinem Schreibtisch auftauchte. Der gepflegte junge Mann war ihm vollständig unbekannt. „Womit kann ich Ihnen dienlich sein?" fragte der Bankier mit leisem Mißtrauen und wies auf den Lehnstuhl, der zu seiner Rechten stand.

„Ich möchte lieber hier sitzen", meinte Mr. Morton und rückte den schweren Ledersessel zur anderen Längsseite des Schreibtisches. „Es ist wegen der Schußlinie."

„Wie bitte?" fragte Mr. Sanford und starrte argwöhnisch auf die gepflegten Hände des Besuchers.

„Aber nein", protestierte der junge Mann und hob beschwörend die Hände, wodurch man sich überzeugen konnte, daß er keine Waffe versteckt hielt. „Die Schußlinie geht von einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses geradewegs durch Ihren Kopf. Ein Maschinengewehr mit Zielfernrohr ist mit senkrechter Streuung auf Sie eingestellt, und unter diesen Umständen werden Sie verstehen, daß ich nicht gerne neben Ihnen sitzen möchte."

„Sind Sie wahnsinnig", krächzte der Bankier, schielte aber nach der Fensterfront des gegenüberliegenden Hauses hinüber.

„Keine Spur", entgegnete der junge Mann und sah nach der Uhr. „Aber wenn Sie noch ein paar Jährchen weiterleben wollen, dann rate ich Ihnen, jetzt keine rasche oder mißzuverstehende Bewegung zu machen, denn die wenigen Sekunden, die Sie brauchen, um aus der Schußlinie zu kommen, würden genügen, daß Sie wie ein Sieb aussehen."

Es summte eben das Tischtelephon, und auf eine einladende Bewegung des Besuchers nahm der verstörte Bankier den Hörer ab.

„Lassen Sie sofort zwanzigtausend Dollars in Banknoten bringen", erklang eine kalte Stimme aus dem Apparat, „und übergeben Sie diese dem Herrn, der Ihnen gegenübersitzt. Der Hörer bleibt auf dem Schreibtisch liegen, damit ich jedes Ihrer Worte vernehme. Sobald der Mann mit dem Geld gegangen ist, müssen Sie noch fünf Minuten regungslos verharren. Ich beobachte Sie vom Fenster gegenüber genau und höre durch die Sprechmuschel alles, was Sie sagen. Wenn Sie nur eine meiner Anweisungen nicht befolgen und die ganze Geschichte nicht innerhalb von fünf Minuten erledigt ist, dann sind Sie ein toter Mann. Soll ich einen Probeschuß abgeben?"

„Nein, nein", stöhnte der Bankier und legte mit zitternder Hand den Hörer vor sich auf den Tisch. Und während der kalte Schweiß auf seiner Stirn zu perlen begann, drückte er solange auf einen der Klingeltaster, bis der Sekretär hereingestürzt kam. Der Angestellte bekam den Auftrag zugebrüllt und stob hinweg. In der Wartezeit betrachtete der Besucher interessiert das Muster der Tapeten, während die besorgten Blicke des Bankiers zwischen den gegenüberliegenden Fenstern und der Uhr am Schreibtisch hin und her wanderten.

Schon nach drei Minuten erschien der Sekretär mit den fertiggebündelten Banknoten, übergab sie rasch dem Chef und verschwand wieder. Mit gramdurchfurchtem Antlitz schob Mr. Sanford dem peinlichen Besuch das Geld hinüber, das dieser rasch in seine Taschen verschwinden ließ. Dann stand er auf, verneigte sich und ging gemessenen Schrittes. Grimmig blickte der Bankier ihm nach und konnte daher sehen, wie der junge Mann plötzlich umkehrte, zum Schreibtisch zurückkam und die Banknotenpäckchen darauflegte.

„Behalten Sie diesmal Ihr Geld, Mr. Sanford", sagte der junge Mann höflich. „Es ist alles nur Bluff, auch die Sache mit dem Maschinengewehr und der Schußlinie. Aber die Gangster von Chikago könnten einmal wirklich dort drüben oder anderswo ein Maschinengewehr aufstellen und Sie nach Herzenslust erpressen. Und wie man eben sah, genügte der bloße Bluff, um Ihnen das Geld abzunehmen. Das Telephongespräch wurde von meinem Kollegen aus dem Büro geführt. Ich berechnete nur richtig die Zeit, und das hätte ein Gangster auch gekonnt. Für tausend Dollars jährlich versichert Sie meine Gesellschaft gegen jeden Schaden durch Erpressung und bezahlt das Lösegeld, im Falle Sie oder einer Ihrer Familienangehörigen entführt wird."

Der Bankier schnappte nach Luft und dachte darüber nach, was er mit dem Kerl anfangen sollte. Wurde die Sache bekannt, dann rückte er selbst in den Mittelpunkt des Weltgelächters.

„Ich schließe die Versicherung nur unter der Bedingung ab", sagte der Bankier nach einer Minute eisigen Schweigens, „daß Sie Ihr privates Bankkonto bei mir anlegen. Sie scheinen eine Zukunft zu haben, junger Mann mit der Schußlinie."

Fisimatenten machen!

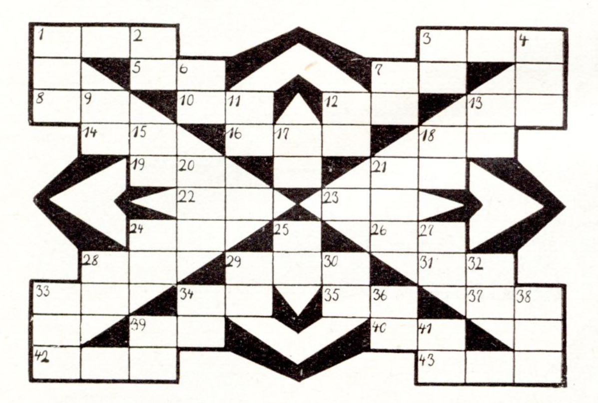
Das Wort ist der mittelalterlichen Glasmalereikunst und dem Wappen- und Ritterwesen entnommen. An den Helmen der Ritter war das Visier (früher auch Fisier genannt!), ein bewegliches Gitterwerk, das herauf- und heruntergeklappt werden konnte. Es diente im Kampfe zum Schutze des Gesichts.

Mit fisimatent bezeichnete man bestimmte Schnörkel in diesen Wappen. Die Glasmaler nannten fisament oder visament alle Zieraten, die etwas Geheimnisvolles ausdrücken sollten, ferner andere Zeichen, die etwas Besonderes deuten sollten. Heute drückt diese Redensart Ausflüchte und Einwände aus, die nicht stichhaltig sind.

RÄTSEL

Kreuzwortsilbenrätsel

Waagrecht: 1. Stadt in Nordamerika, 3. Nillandschaft, 5. Straßenbaumaterial, 7. Hunderasse, 8. deutscher Lyriker, 10. Angehöriger eines Naturvolkes, 12. römische Göttin, 13. schwedischer Forschungsreisender, 14. populärer Ausdruck für „Falschmeldung", 16. Material zur Kerzenbereitung, 18. Märchenwesen, 19. Pferdeart, 21. deutscher Komponist, 22. Industriebetrieb, 23. Drehmaschine, 24. Alpenland, 26. Sänger, 28. nordische Sagengestalt, 29. Muse, 31. Berg in Palästina, 33. asiatische Landschaft, 34. Gefäß, 35. Teerfarbstoff, 37. römischer Gott, 39. Baumwollgewebe, 40. Frauenname, 42. Musikkorps, 43. Lobgesang. — Senkrecht: 1. Säugetier, 2. Teil des Rades, 3. Teigware, 4. schweizer Hochtal, 6. Schiffsraummaß, 7. katzenartiges Raubtier, 9. deutsche Sendestation, 11. Getreideart, 12. Puderzucker, 13. Märchenwesen, 15. Ablaßprediger der Reformationszeit, 17. NS.-Kapellmeister, 18. afrikanischer Fluß, 20. Schußwaffe, 21. Destillationsgefäß, 24. römischer Kaiser, 25. Pelztier, 27. nordische Göttin, 28. alkoholisches Getränk, 29. Nachtvogel, 30. amerikanischer Freistaat, 32. Riesenschlange, 33. griechische Insel, 34. Raubtier, 36. Malgerät, 38. Einschläferungsmittel, 39. Schmuckstück, 41. Paraguaytee.



Silbenaussuchrätsel

Jedem der nachstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen, die aneinandergereiht einen Ausspruch des Stellvertreters des Führers ergeben. Verwirrung, Wolkenbruch, Elentier, Vergißmeinnicht, Trense, Hoffnung, Besonnenheit, Zerdernhain, Zuniga, Sparsamkeit, Armenrecht, Schlußakkord, Lederhose, Völkerbund, Kerkermeister.

Treppenrätsel

a) Bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) das ganze Wort.

1. a) Hunderasse, b) Selbstlaut, c) leichtes Gewebe;

2. a) Wassergeist, b) Flächenmaß, c) Nebenfluß des Rheins;

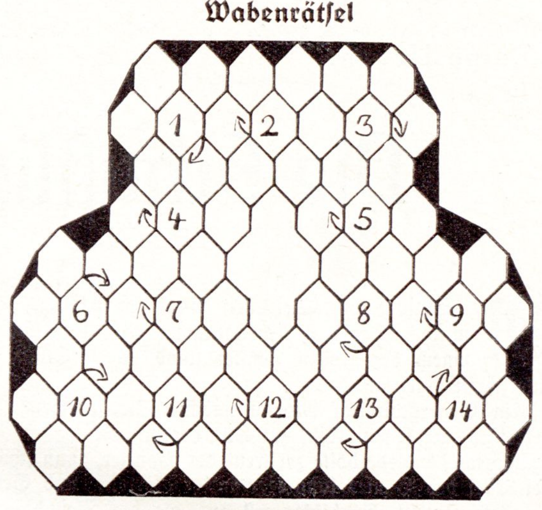
3. a) nordische Todesgöttin, b) Tugend, c) Männername;

4. a) Ansiedlung, b) Wettrennen, c) Gestalt aus dem Gudrunlied;

5. a) Auerochse, b) Stück eines Ganzen, c) juristischer Begriff;

6. a) Mitlaut, b) Blume, c) Untugend.

Wabenrätsel



Die Wörter beginnen im Pfeilfeld und drehen in Uhrzeigerrichtung. Sie bedeuten: 1. Nebenfluß des Po, 2. Angehöriger eines Wandervolkes, 3. homersche Dichtung, 4. höchstes Spiel beim Tarock, 5. Spinnentiere, 6. europäische Hauptstadt, 7. griechische Philosophenschule, 8. römischer Redner, 9. amerikanischer Jugendschriftsteller, 10. Verschlußvorrichtung, 11. General Friedrich des Großen, 12. ehemalige deutsche Rheinlandschaft, 13. Gesteinsart, 14. deutscher Maler †.

Geheimschrift

9 7 6 — 9 4 16 11 6 13 14 4 — 1 2 5 15 — 10 6 11 — 9 7 6 — 4 12 3 4 18 8 10 6 — 6 4 10 8 4 12 — 3 4 6 13 14 10 13 14 11 4.

Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ergänzen. Bei richtiger Lösung ergibt sich ein Ausspruch des Reichsministers Goebbels.

Schlüsselwörter:

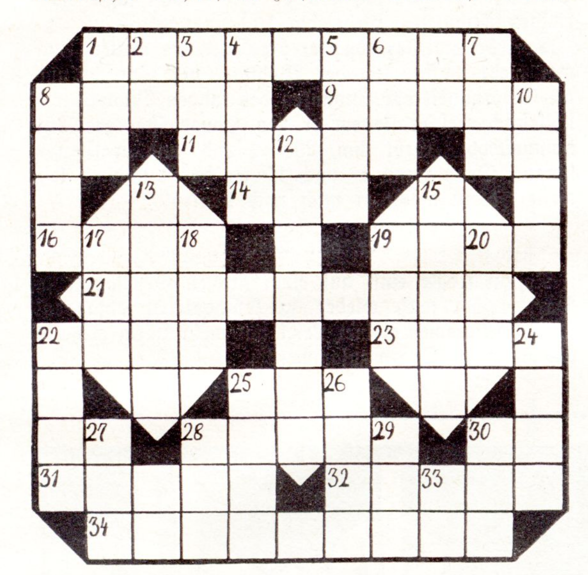
1 2 3 4 5 6 7 8 3 = nationalsozialistische Ordensburg

9 10 4 11 12 10 13 14 = Männername

15 16 5 17 18 7 13 14 = Stadt in Oberfranken

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 1. militärischer Rang, 8. Mittelmeerinsel, 9. Vorfahren, 11. Opfertisch, 14. Durchgangsbogen, 16. Insektenfresser, 19. Arbeitsgerät, 21. Schmuckstück, 22. Futterpflanze, 23. Fluß in Süddeutschland, 25. Schwingungswelle, 28. altgeschichtlicher Feldherr, 31. italienischer Dichter, 23. zerfallenes Bauwerk, 34. Lenkvorrichtung. — **Senkrecht:** 1. Stadt an der Saale, 2. Flächenmaß, 3. Filmfirma, 4. Auflagegerät, 5. Kratersee, 6. Rheinzufluß, 7. Stadt auf Ameland, 8. Düngemittel, 10. Zahl, 12. russischer Dichter, 13. Stadt an der Maas, 15. Vogel, 17. alte Waffe, 18. französischer Artikel, 19. türkischer Titel, 20. Frauenname, 22. Metall, 24. altes Schriftzeichen, 25. anhängig, zuverlässig, 26. törichter Mensch, 27. luftförmiger Stoff, 28. Nibelungengestalt, 29. Stadt im Sultanat Oman (Arabien), 30. Bindewort, 31. Tierlaut.



Silbenrätsel

Aus den Silben: a — al — as — bert — bi — bis — bord — ca — da — dah — das — dis — e — e — e — er — gard — gat — hu — hu — hum — i — is — ke — la — la — land — le — li — lon — ma — me — me — ne — ni — ni — no — o — on — pe — pik — re — rest — sa — sa — sa — sca — steu — ter — tet — ti — tor — u — ul — va — ve — ven

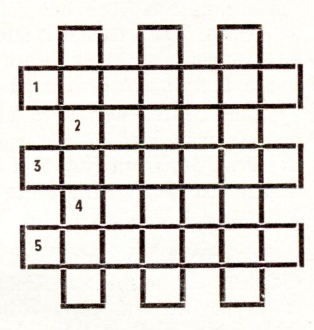
sind 22 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Spruch von Pestalozzi ergeben. (st = 1 Buchstabe.)

1	12 ....
2	13 ....
3	14 ....
4	15 ....
5	16 ....
6	17 ....
7	18 ....
8	19 ....
9	20 ....
10	21 ....
11	22 ....

1. Schachfigur, 2. der Himmel in der nord. Göttersage, 3. japan. Reiswein, 4. Lüftungsvorrichtung, 5. Held mittelalterlicher Ritterromane, 6. Stadt in Italien, 7. griech. Philosoph (1. Jahrh. n. Chr.), 8. Abtrünniger, 9. Signalinstrument, 10. alter Name für England, 11. Nachtvogel, 12. Gesellschaftszimmer, 13. Nordmeerinsel, 14. rechte Schiffseite, 15. Georgine, 16. afrik. Storchvogel, 17. höchster Berg der Erde, 18. ital. Fürstengeschlecht, 19. ital. Liebesabenteurer, 20. König von Italien (1844—1900), 21. Baum, 22. König von Sparta († 480 v. Chr.).

Magische Figur

Die Buchstaben: a a a a a d d e e e e e e h h i i m m m m m m n n n n r r r r s t t t t v y sind so in die Figur einzuordnen, daß waagrecht und senkrecht Wörter gleicher Bedeutung entstehen. — 1. Sprengstoff, 2. Individualbenennung (Mhz), 3. Pelztier, 4. Längenmaß, 5. römische Weisheitsgöttin.



Lösungen der Rätsel in Folge 50:

Kreuzworträtsel: Waagrecht: 1. Barmen, 5. Fuad, 8. Aster, 9. Po, 12. Antilopen, 15. Karol, 17. Tal, 18. Goa, 19. Ob, 21. Melis, 23. Kompresse, 25. km, 26. Augur, 27. Reim, 28. Limmat. — Senkrecht: 1. Bach, 2. As, 3. Mein Kampf, 4. er, 6. Apfel, 7. Donner, 10. Sir, 11. Kolosseum, 13. Taler, 14. Logis, 16. Fokker, 20. Bombe, 22. Leo, 24. Gurt, 26. Ai. ✶ **Zahlenrätsel:** 1. Machete, 2. Algebra, 3. Lende, 4. Aorta, 5. Damiette, 6. Erbse, 7. Tochter, 8. Tibet, 9. Aragonien. „Maladetta." ✶ **Silbenrätsel:** 1. Katarakt, 2. Rudolstadt, 3. Arkebuse, 4. Efendi, 5. Floskel, 6. Torbole, 7. Etrurien, 8. Limoges, 9. Augustowo, 10. Samaden, 11. Samarkand, 12. Eulengebirge, 13. Niger, 14. Sakristan, 15. Iguanodon, 16. Chaudeau, 17. Neckar, 18. Interview, 19. Chalkidike, 20. Tiefdruck, 21. Marmelade, 22. Isolation. „Kraefte lassen sich nicht mitteilen, sondern nur wecken." ✶ **Kernworträtsel:** 1. Schiller, 2. Edeltanne, 3. Gegenteil, 4. Eskarpin, 5. Luitpold, 6. Fortuna, 7. Lemuren, 8. Ukraine, 9. Griffel, 10. Zenturie, 11. Engelbert, 12. Unkosten, 13. Giselher. „Segelflugzeug" ✶ **Silbenrätsel:** 1. Ariadne, 2. Ranunkel, 3. Bagatelle, 4. Edukation, 5. Jonier, 6. Tegucigalpa, 7. Indianer, 8. Spezialist, 9. Tessin, 10. Dulcinea, 11. Iserlohn, 12. Erbrechen, 13. Bressanone, 14. Ernting, 15. Diskus. „Arbeit ist die Bedingung des Lebens." ✶ **Magisches Quadrat:** 1. Arsen, 2. Ratte, 3. Stahl, 4. Ethik, 5. Nelke. ✶ **Kryptogramm:** „Demokratie bedeutet Herrschaft des Volkes, nicht Herrschaft der Mehrheit des Volkes, nicht also Herrschaft der Zahl." ✶ **Magische Figur:** 1. Admiral, 2. Italien, 3. Leonore.

ANEKDOTEN

Der bekannte zynische Satiriker Rabelais reiste einst mit dem Kardinal von Lothringen nach Rom.

Als sie dem Papst vorgestellt wurden, küßte der Kardinal dem Papst den Pantoffel.

Rabelais das sehen und sofort die Flucht ergreifen, war eines. Der Kardinal fragte nach der Audienz Rabelais entsetzt, wie er so gegen alle Etikette habe verstoßen können und den Papst so verlassen.

„Zum Henker, was blieb mir anderes übrig?" antwortete Rabelais. „Wenn ein Mann von Rang wie Sie dem Papst den Fuß küßt, wer weiß, wo ich armer Teufel den Papst hätte küssen müssen."

*

Der auch durch seine Kraft berühmte Marschall von Sachsen, ein unehelicher Sohn Augusts des Starken, wollte sich während eines Rittes vor seiner Begleitung produzieren. Bei einer Hufschmiede machte er halt und verlangte, daß sein Pferd neu beschlagen werden sollte. Er ließ sich die Hufeisen vorlegen. Fünf bis sechs von den vorgelegten Hufeisen brach er auseinander wie Glas. Endlich schien er das ihm zusagende gefunden zu haben und ließ sein Pferd beschlagen.

Als Lohn warf er ein Sechsfrankstück auf den Amboß. Der Hufschmied nahm das Geldstück auf, brach es auseinander und sagte:

„Verzeihung der Herr! Ich habe ein gutes Eisen gegeben, nun fordere ich aber auch gutes Geld."

Der Marschall warf ein anderes Geldstück auf den Amboß, aber auch dieses zerbrach der Schmied wie einen Kuchen. Das Spiel setzte sich fort, bis der Marschall vergeblich in seiner Geldtasche nach weiteren Frankstücken suchte. „Ich habe kein besseres Geld bei mir", sagte er, „oder —" und er warf dem Schmied einen goldenen Louis hin, „könnt Ihr auch diese Münze zerbrechen?"

Da zog der Schmied seine Mütze, nahm des Marschalls Roß am Zügel und führte es auf die Straße.

„Reist mit Gott, Herr. Wir sind quitt!"

Die Macht der Poesie.

Der englische Dichter Spencer kam einst, als er noch unberühmt und arm war, in das Haus des Lord Sydney und ließ diesem sein neuestes Dichtwerk überreichen.

Der Lord hatte gerade nichts zu tun und fing an, in dem Buch zu lesen. Er geriet gar schnell über die herrlichen Verse geradezu in Entzücken und sagte nach kurzer Zeit zu seinem Hausmeister: „Gebt ihm 50 Pfund Sterling!" — Darauf las er weiter und sagte nach einigen Minuten: „Gebt ihm 100 Pfund!" —

Der Hausmeister zögerte; der Lord las weiter. Immer mehr umfing ihn der Wohllaut der Sprache und die Geformtheit der Gedanken des jungen Dichters und schließlich rief er, indem er den Hausmeister zur Tür hinausschob: „Gebt ihm 200 Pfund und werft ihn hinaus. Denn wenn er noch länger da ist und ich lese weiter, dann macht er mich noch bankrott!"

Der alte Meister.

Rossini klagte einst auf einer großen Gesellschaft in Paris: „Ich muß wieder zu komponieren anfangen! Das Verstummen meiner Leier hat mehr Lärm gemacht als all meine Opern zusammen!"

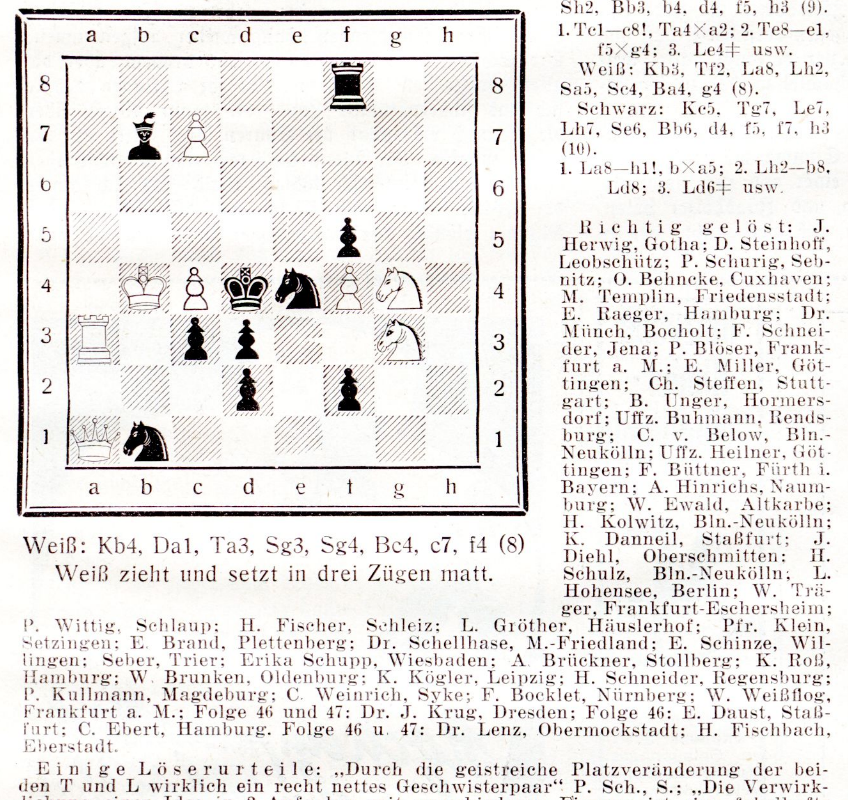


Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Aufgabe (Urdruck)

Von W. Zitterbaum, Kiel.

Schwarz: Kd4, Tf8, Lb7, Sb1, Se4, Bc3, d2, d3, f2, f5 (10)



Weiß: Kb4, Da1, Ta3, Sg3, Sg4, Bc4, c7, f4 (8)

Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 47

Zwillinge von O. Reinnartz, Mü.-Gladbach.

Weiß: Kg8, Tc1, Te8, Lf4, Lg2, Sa2, Sg4, Bb2, d5 (9).

Schwarz: Kd3, Ta4, Sh1, Sh2, Bb3, b4, d4, f5, h3 (9).

1. Tc1—c8!, Ta4×a2; 2. Te8—e1, f5×g4; 3. Le4‡ usw.

Weiß: Kb3, Tf2, La8, Lh2, Sa5, Sc4, Ba4, g4 (8).

Schwarz: Kc5, Tg7, Le7, Lh7, Se6, Bb6, d4, f5, f7, h3 (10).

1. La8—h1!, b×a5; 2. Lh2—b8, Ld8; 3. Ld6‡ usw.

Richtig gelöst: J. Herwig, Gotha; D. Steinhoff, Leobschütz; P. Schurig, Sebnitz; O. Behncke, Cuxhaven; M. Templin, Friedensstadt; E. Raeger, Hamburg; Dr. Münch, Bocholt; F. Schneider, Jena; P. Blöser, Frankfurt a. M.; E. Miller, Göttingen; Ch. Steffen, Stuttgart; B. Unger, Hormersdorf; Uffz. Buhmann, Rendsburg; C. v. Below, Bln.-Neukölln; Uffz. Heilner, Göttingen; F. Büttner, Fürth i. Bayern; A. Hinrichs, Naumburg; W. Ewald, Altkarbe; H. Kolwitz, Bln.-Neukölln; K. Danneil, Staßfurt; J. Diehl, Oberschmitten; H. Schulz, Bln.-Neukölln; L. Hohensee, Berlin; W. Träger, Frankfurt-Eschersheim; P. Wittig, Schlaup; H. Fischer, Schleiz; L. Gröther, Häuslerhof; Pfr. Klein, Setzingen; E. Brand, Plettenberg; Dr. Schellhase, M.-Friedland; E. Schinze, Willingen; Seber, Trier; Erika Schupp, Wiesbaden; A. Brückner, Stollberg; K. Roß, Hamburg; W. Brunken, Oldenburg; K. Kögler, Leipzig; H. Schneider, Regensburg; P. Kullmann, Magdeburg; C. Weinrich, Syke; F. Bocklet, Nürnberg; W. Weißflog, Frankfurt a. M.; Folge 46 und 47: Dr. J. Krug, Dresden; Folge 46: E. Daust, Staßfurt; C. Ebert, Hamburg. Folge 46 u. 47: Dr. Lenz, Obermockstadt; H. Fischbach, Eberstadt.

Einige Löserurteile: „Durch die geistreiche Platzveränderung der beiden T und L wirklich ein recht nettes Geschwisterpaar“ P. Sch., S.; „Die Verwirklichung einer Idee in 2 Aufgaben mit verschiedenen Figuren ist eine fabelhafte Leistung“ C. v. B., B., usw.

Lustige Königs-Gambite.

Salvio-Cochrane-Gambit, gewonnen von L. Guinet.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	8.	Sf3—e5	Df5—f6
2.	f2—f4	e5×f4	9.	Lc4×f7†	Ke8—d8
3.	Sg1—f3	g7—g5	10.	Sb1—c3	d7—d6
4.	Lf1—c4	Dd8—e7[1]	11.	Sc3—d5	Se7×d5[2]
5.	d2—d4!	De7×e4†	12.	Se5—c6†	Sb8×c6[3]
6.	Ke1—f2	De4—f5	13.	Te1—e8†	Kd8—d7
7.	Th1—e1†	Sg8—e7	14.	Dd1—g4†	Aufg.[4]

[1] Entschieden besser ist g5—g4.

[2] Dieser Zug läßt eine hübsche Opferwendung zu.

[3] Auf Kd7 folgt Le8‡!

[4] Da das Matt im nächsten Zug nicht zu verhindern ist, gab Schwarz auf.

Dublin gegen Cambridge.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	11.	d2—d4	f4—f3
2.	f2—f4	e5×f4	12.	h2—h3	Lc8—g4
3.	Sg1—f3	g7—g5	13.	De1—e3	Tg8—g6
4.	Lf1—c4	g5—g4!	14.	b2—b3	Lf8—h6
5.	Sf3—e5	Dd8—h4†	15.	De3—e1	Tg6—f6
6.	Ke1—f1	Sb8—c6[1]	16.	Lc1—a3†	Ke7—d7
7.	Lc4×f7†[2]	Ke8—e7	17.	De1—b4	f3×g2†
8.	Se5×c6†	d7×c6	18.	Kf1×g2	Lg4—f3†
9.	Lf7×g8[3]	Th8×g8	19.	Kg2—g1	Lh6—e3†
10.	Dd1—e1	g4—g3	20.	Kg1—f1	g3—g2‡!

[1] Dieser von Dr. Herzfeld stammende Zug gilt heute noch als eine der stärksten Verteidigungen.

[2] Weniger gut wäre 7. S×f7 wegen der Fortsetzung 7. . . ., Lc5; 8. De1, g3; 9. S×h8, Lf2; 10. Dd1, Sf6; 11. d2—d4, d7—d5; 12. e×d5, Lg4; 13. Le2, S×d4 und Schwarz gewinnt. Auch verbietet sich 7. S×g4 wegen d7—d5!

[3] Auf 9. Lb3 käme Sf6; 10. d3, Sh5; 11. De1, g3; 12. Sd2, Lg7 und Schwarz gewinnt.

Cochrane-Gambit.

Gewonnen von Dr. H. M. Reinle, Murau.

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5	7.	Se5×f7[2]	Sg8—f6
2.	f2—f4	e5×f4	8.	Sf7×h8[3]	Sf6×e4
3.	Sg1—f3	g7—g5	9.	Dd1—e1[4]	f3×g2†
4.	Lf1—c4	g5—g4	10.	Kf1×g2	Dh4—h3†
5.	Sf3—e5	Dd8—h4†	11.	Kg2—g1	Lf8—c5†
6.	Ke1—f1	f4—f3[1]	12.	Weiß gibt auf.[5]	

[1] Dieser Zug stammt von Cochrane.

[2] Etwas besser ist 7. L×f7†.

[3] Die „Henkersmahlzeit“!

[4] Von dieser Springerfesselung versprach sich Weiß zuviel.

[5] Wohl kann Weiß das Matt mittels Bauern-, Läufer- und Damenopfer hinauszögern, aber nicht verhindern, weshalb er aufgab. Dr. R.

SKIFAHRT MIT ERI

Als die drei, die den halben Tag über mit ihren Schneeschuhen unterwegs gewesen waren, ohne sich Ruhe zu gönnen, endlich im sinkenden Abend die kleine Hütte erreichten, von deren Dachrand die Eiszapfen starr und gläsern herabhingen, waren sie müde und zerschlagen. Das Feuer im Herd war erloschen, so lange hatten sie ihre Fahrt ausgedehnt, und während Werner und Ludwig noch stampfend auf und ab gingen, um sich zu erwärmen, machte sich Eri schon am Herd zu schaffen, suchte Papier und Holz zusammen und schichtete es übereinander. Sie tat es mit kalten, steifen Fingern, kniend, in einer seltsam ungewohnten und beinahe rührenden Stellung. Die beiden Männer sahen zu ihr hinüber. Dann rief Eri: „Schnell, die Zündhölzer. damit wir Feuer haben und Tee kochen können!"

Aber die Zündhölzer waren nicht zu finden. man mußte sie verloren haben; während der Fahrt oder bei einem Sturz vielleicht waren sie aus der Tasche in den Schnee geglitten, ohne daß es einer von ihnen gemerkt hatte Ludwig beteuerte, daß ihn keine Schuld träfe; da er nicht rauchte, hätte er Werner, bevor sie am Mittag gefahren waren, die Zündhölzer für seine Tabakspfeife gegeben. Werner dagegen versicherte. daß ihm Ludwig jedesmal, wenn er Feuer verlangt hatte, welches gereicht und dann die Schachtel wieder zu sich gesteckt hätte.

Endlich sagte Eri, die bis dahin schweigend zugehört hatte, mit ihrer hellen Stimme, während sie die beiden fest ansah: „Also muß einer von euch noch einmal ins nächste Dorf fahren und Zündhölzer holen damit wir hier nicht erfrieren Ich weiß nicht wer es machen will." Damit wandte sie sich ab. trat an eins der kleinen. niedrigen Fenster und trommelte mit ihren kalten Fingern gelangweilt an die eisbehauchte Scheibe Man hörte den Atem der Männer im Raum und hörte auf einmal auch das Wehen des Windes vor der Hütte Eri schwieg und tat. als ginge sie alles. was nun geschehen würde, nichts mehr an Die Männer hatten ihren stampfenden Gang wieder aufgenommen; ihre Schritte hallten jetzt dumpf und drohend über die alten Holzbohlen Eri fror Vor ihren Augen dehnte sich das schneeverhüllte Land, die große Wiese. über die, deutlich erkennbar, die Spuren ihrer Skier auf die Hütte zuliefen Der Mond hing wie eine Öllampe über dem kleinen. winterlich kahlen Wald der sich hinter der Wiese erhob Eri hörte. wie die Schritte der Männer plötzlich verklangen aber sie drehte sich nicht

um. War es Angst? Noch immer dieses Schweigen; und dann endlich Werners rauhe Stimme: „Also gut, ich gehe!" Er holte die Bambusstöcke aus der Ecke und schnallte die Schneeschuhe an seine Füße, als er vor der Hüte war. Alle traf der Anhauch der Kälte wie ein Schlag. Eri sah noch, wie Ludwig unschlüssig dabeistand und etwas sagen wollte; aber da knallte die Tür schon ins Schloß. Sie waren allein, Eri und Ludwig.

Werner lief durch den pulverweichen mondlichthellen Schnee. Als ihn der Wald aufnahm, kam es ihm sinnlos vor, überhaupt gefahren zu sein. Warum gerade er? Warum nicht Ludwig? Es konnte eine Stunde dauern, bis er zurück war. Es konnte länger dauern. Er dachte an Eri und Ludwig; er liebte sie beide, so wie sie waren. Aber daß Ludwig geschwiegen hatte, vorhin, nach Eris Worten, ärgerte ihn jetzt. Dann ging es ihm durch den Kopf, daß vielleicht alles zwischen ihnen schon längst verabredet gewesen sei, um ihn loszuwerden. Er blieb stehen Halb zufällig glitten seine Hände in die Taschen der Wolljacke, die er noch angezogen hatte, bevor er fuhr; er spürte einen schmalen Gegenstand. Und dann hatte er plötzlich das Feuerzeug in der einen Hand, das er vor langer Zeit einmal zu sich gesteckt haben mußte und inzwischen vergessen hatte. Nun konnte er sich den Weg ins Dorf sparen, war sein erster Gedanke. Mit einem raschen Entschluß wandte er sich um und fuhr, so schnell es ging, auf seinen eigenen Spuren zurück Vielleicht wußte er schon in wenigen Minuten alles von dem heimlichen Spiel, das die beiden hinter seinem Rücken trieben. Er hatte das kleine Feuerzeug in der Hand behalten; es stärkte noch seinen Verdacht, je näher er wieder der Hütte kam.

Als er dann durch das niedrige Fenster sah, an das er sich vorsichtig geschlichen hatte, bot sich ihm ein so unerwartetes Bild, daß ihn heiße Scham überflog: in warme, wollene Decken gewickelt, lag Eri auf der kleinen Bank am Herd und schlief. Ludwig aber saß am Tisch und bewegte die Lippen ohne daß Werner einen Laut vernahm. Vielleicht waren es geliebte Verse, die er vor sich hinsprach. Er wußte es nicht. Er sah nur die beiden Menschen in der Hütte und fühlte sich namenlos elend. Wie konnte ihm jemals ein Verdacht kommen? Sollte er nun mit seinen lauten Schritten eintreten und die beiden aus ihrer Ruhe aufschrecken, in die sie eine unbekannte Macht versetzt hatte? Er blickte noch einmal Eri und Ludwig an, bevor er sich umwandte und seine Hand das kleine Feuerzeug weit in den Schnee warf, in dem es lautlos versank. Dann fuhr er, so schnell ihn die Bretter tragen konnten, noch einmal dem Dorfe zu, um die Zündhölzer zu holen, nach denen er ausgeschickt war.

So dauerte es kaum eine halbe Stunde, bis er wieder zurück war. In der Hütte hatte sich nichts verändert, er sah es wieder durch dasselbe Fenster, von dem er die dünne Eiskruste hauchte. Eri schlief noch immer. Als Werner leise eintrat, erhob sich Ludwig und machte ihm ein Zeichen, still zu sein. Dann gingen sie zusammen zum Herd, um Feuer zu machen, und hörten bald zwischen dem knisternden und singenden Geräusch der Flammen den leisen Atemzug Eris. Sie sahen sich an und lächelten.

Kurz darauf erwachte auch Eri mit einem überraschten Laut, als wundere sie sich, Werner schon zurück zu sehen; auf dem Tisch standen Kanne und Gläser, aus denen der Duft des heißen Tees stieg. Und während sie nun alle drei zusammenhockten, Tee tranken und geröstetes Weißbrot aßen, streckte Werner den beiden plötzlich die Hand hin, die sie schweigend nahmen. Und er glaubte zu spüren, daß sie alles begriffen, ohne daß er ein Wort zu sagen brauchte.

Heinz Rusch

Empfehlung mit Einschränkung!

Als ein angehender tüchtiger Mathematiker den berühmten Hofrat Kästner in Göttingen bat, ihm eine Empfehlung zu schreiben, lautete der Brief: „Herr B. hat sich mir besonders in Mathematik so kenntnisreich ausgewiesen, daß er auf jede mathematische Professur berechtigte Ansprüche machen kann, ausgenommen — die meine!"

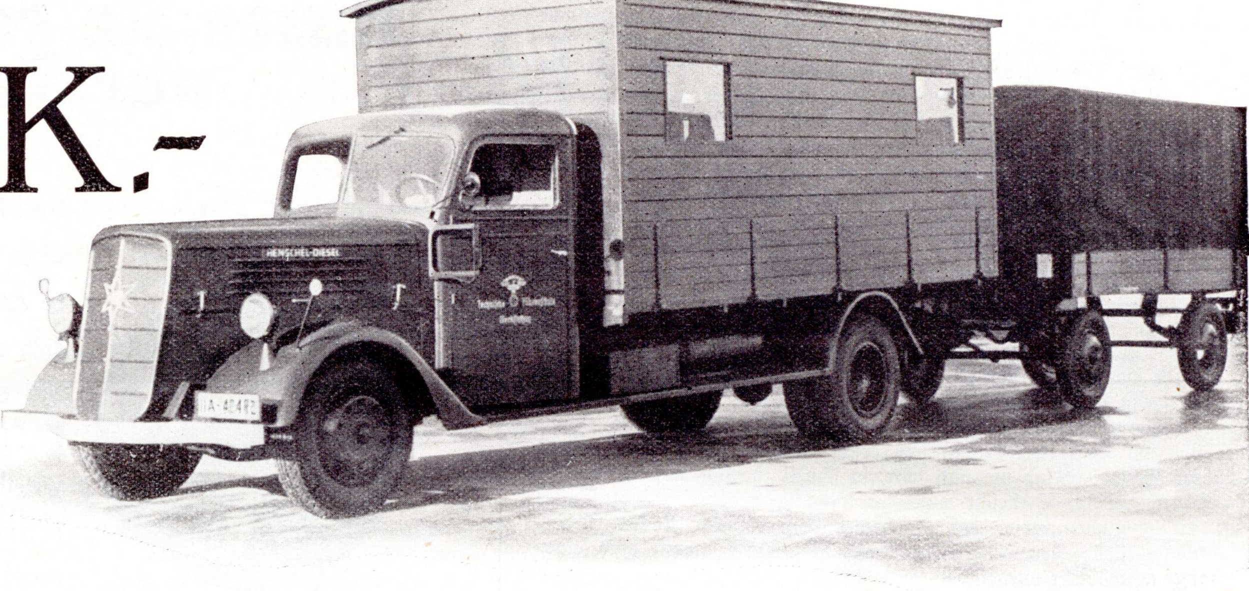
F. B

Eine ‚Schwalbe' macht auch schon den Sommer!

Der berühmte Maler H. Vernet hatte eine Zeitlang oft das damals noch unbekannte Café „Foy" in Paris besucht, seinen Kaffee dort getrunken, aber anscheinend jedesmal seine Börse vergessen. Der Kellner will dem ihm Unbekannten nicht länger borgen, man ruft den Wirt, und Vernet erzählt ihm seine Kalamität. Der Wirt ist liebenswürdig und sagt: „Gut, bezahlen Sie das nächste Mal!" In diesem Augenblick sieht Vernet Farben und Pinsel. „Halt!" rief er, „ich will es gleich tun!" Er stellt einen kleinen Tisch aufs Billard, auf diesen einen Stuhl und malt eine zierliche Schwalbe in schwingendem Flug! Diese Schwalbe machte das Café „Foy" berühmt und brachte einen Sommer voller Gäste!

F. B

Die NSKK.-Werkstatt-Züge

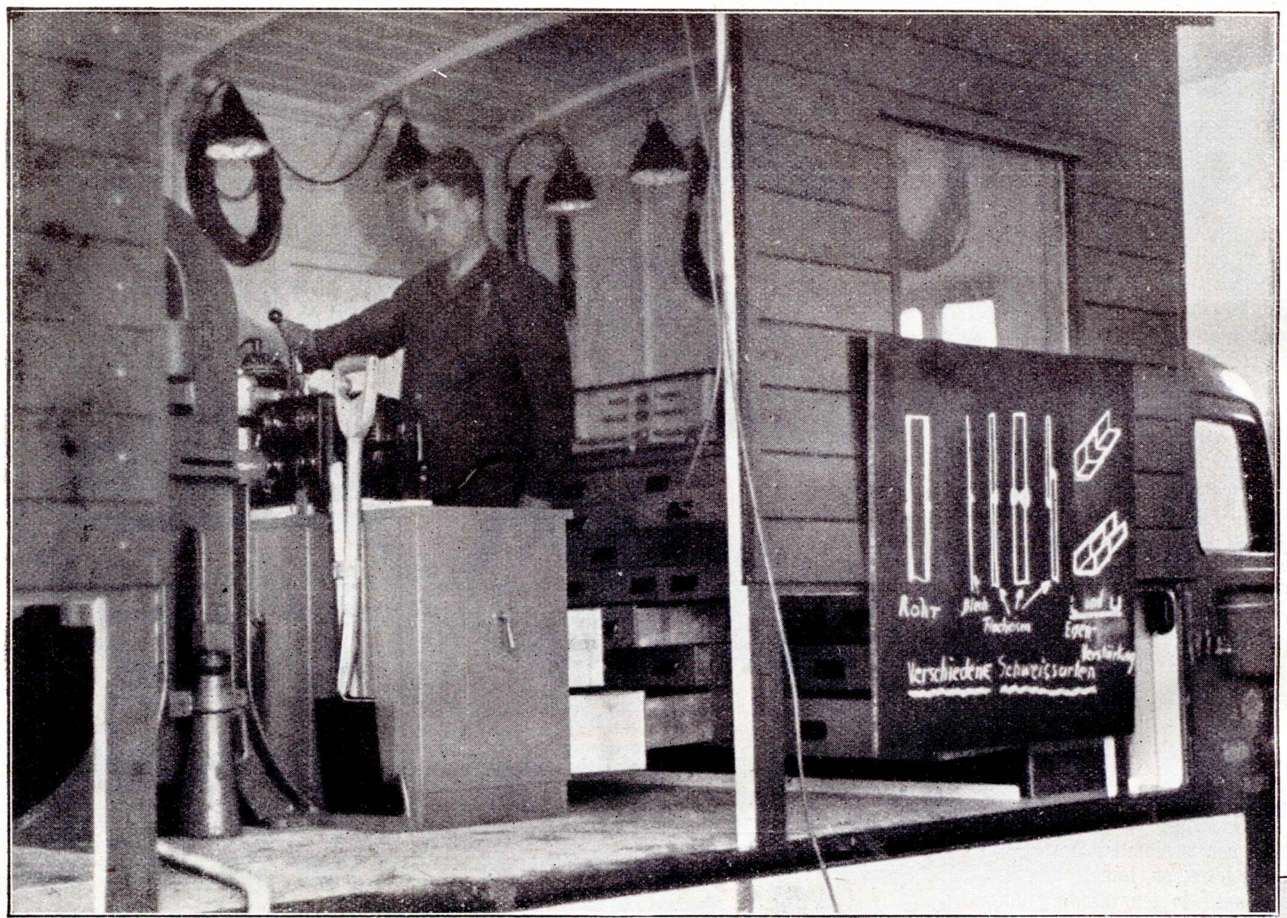


Der Werkstattzug der technischen Führerschule München fahrbereit.

Motorisierung der Nation lautet die stolze Parole, die der Führer dem NSKK. gegeben hat. Diesem Ziele dienen auch die vom Inspekteur für technische Ausbildung und Geräte, Obergruppenführer Kraus, im Frühjahr dieses Jahres neu aufgestellten Werkstattzüge. Sie sind fahrbare Lehrwerkstätten, die der technischen und handwerklichen Ausbildung des Korps und der vom NSKK. betreuten Motor-HJ. dienen. Keinesfalls darf man die Aufgabe der Werkstattzüge etwa darin erblicken, Instandsetzungen auszuführen und dadurch das Kraftfahrzeughandwerk zu schädigen.

Jede Motorgruppe und Motorbrigade besitzt einen solchen Werkstattzug.

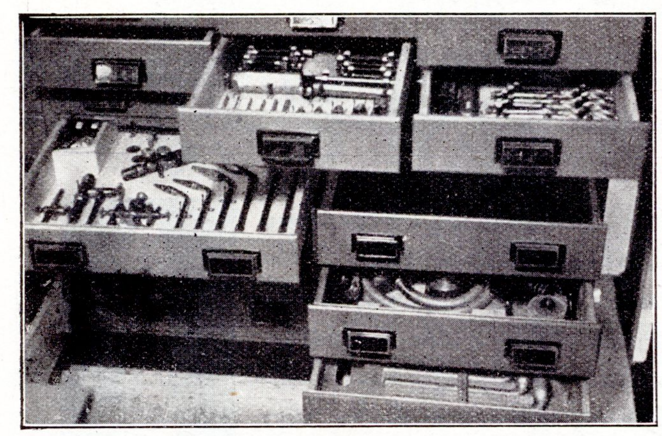
Er führt alle notwendigen Maschinen und Werkzeuge sowie Hebe- und Bergungsgerät mit sich. Durch Schnittmodelle und Lehrfilme, die ebenfalls mit eigenen Lichtbildgeräten vorgeführt werden können, wird der praktische Unterricht unterstützt.



Der Triebwagen ist als fahrbare Werkstatt ausgebaut.

Sie enthält eine Anlage zur Erzeugung elektrischen Stromes, eine Werkbank, eine Bohrmaschine und sämtliche Werkzeuge. Ein Teil der Seitenwand kann umgeklappt und mit seiner schwarzen Rückseite als Lehrtafel benutzt werden.

Text und Aufnahmen: Karl Lidl.



Hier herrscht Ordnung.

In vielen Schubfächern sind wohlgeordnet und gegen die Erschütterungen der Fahrt gesichert sämtliche Werkzeuge für Metall- und Holzbearbeitung untergebracht. Auch alle Geräte, die zur Wartung und Pflege von Kraftfahrzeugen nötig sind, finden wir hier.



Der Motorblock wird herausgehoben.

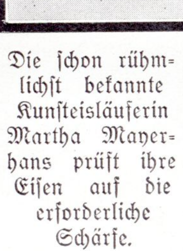
Der im Anhängewagen mitgeführte Flaschenzug ermöglicht es spielend, die schwersten Gewichte zu heben.

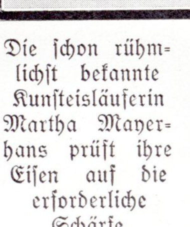


Wer es im Eislauf zur Meisterschaft bringen will, muß jung, sehr jung über das Spielerische herauswachsen. All die Pirouetten und Bögen verlangen Kraft und Ausdauer neben der Geschmeidigkeit des jugendlichen Körpers.

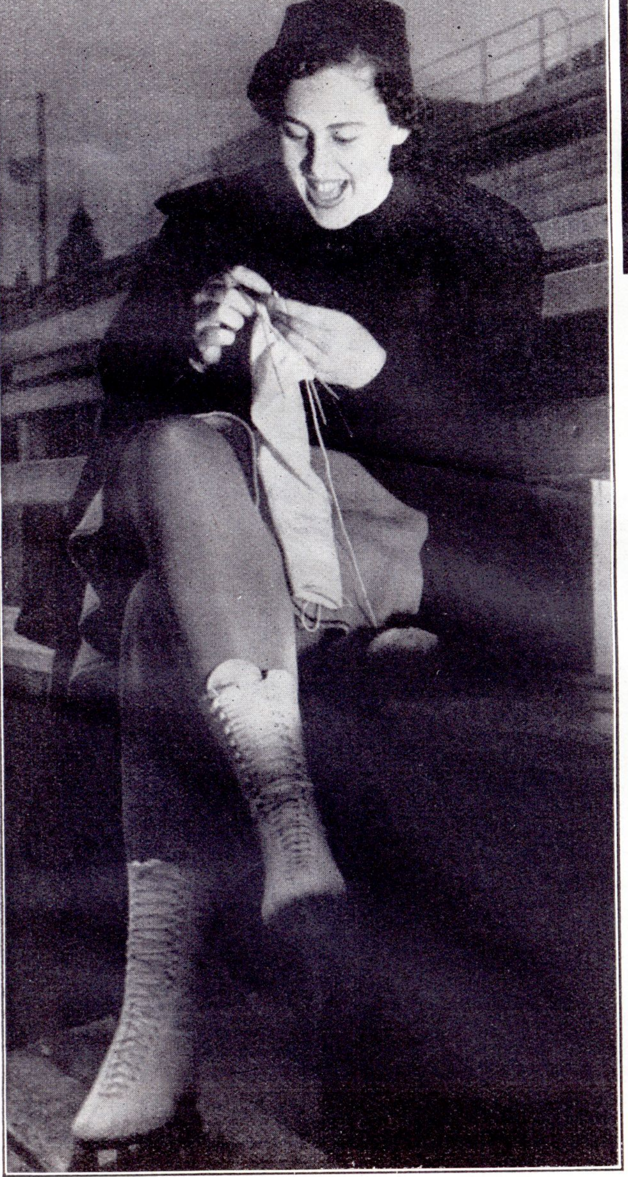
Links: In der Person des berühmten Eisläufers, Weltmeister Gillis Grafström hat die Verwaltung des Münchener Prinzregentenstadions einen hervorragenden Trainer namentlich für die jugendlichen Anwärterinnen auf künftige Meistertitel im Kunsteislauf gewonnen.

Die schon rühmlichst bekannte Kunsteisläuferin Martha Mayerhans prüft ihre Eisen auf die erforderliche Schärfe.





Sämtliche Aufnahmen: Bayer, Bildbericht Fischer.



Links: Immer fleißig! Viktoria Lindpaintner, heute schon deutsche Meisterin, nützt die Pausen während des Abendlaufs zum Stricken.

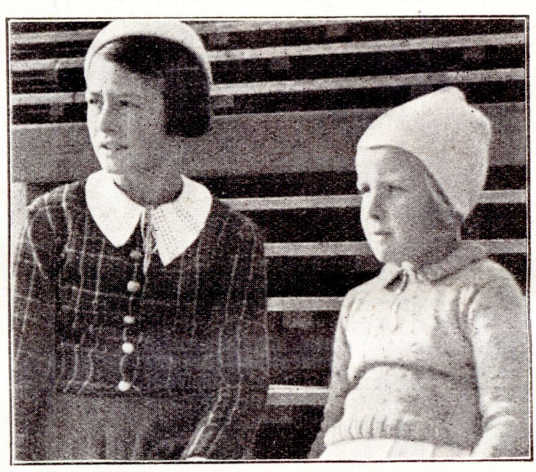


Lydia Veicht behält ihren eigenen Reiz, auch wenn sie ihr Mützchen wie Sonja Henie zurechtsetzt; Mucki Lancelles wird sicher einst unter den Meisterinnen genannt werden.





Jüngster Nachwuchs als sachverständige Zuschauerinnen
Werden sich die Wunschträume verwirklichen und aus diesen eifrigen Schülerinnen neue Stars emporwachsen?



Links:
Inge Zell hilft der kleinen Gaby Koch beim Abnehmen der Gummischoner von den Schlittschuhen

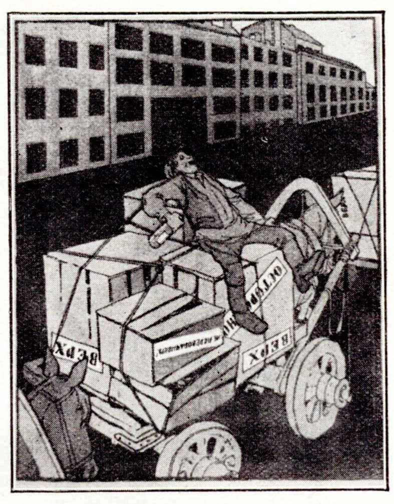
Schon mit fünf Jahren kann man im Kreise der Größeren in Sportfragen ernst genommen werden



Gott sei Dank! ist man trotz allen Sporteifers doch auch zu Scherzen aufgelegt
Der bekannte Eisläufer Horst Faber, „die deutsche Hoffnung", wird kurzerhand seiner Eisen entledigt. V. l. n. r.: Lydia Veicht, Viktoria Lindpaintner, Martha Mayerhans, Susi Demoll, Lucie Merz, Horst Faber, Astrid Rabe.

UdSSR. sieht sich selbst:

ДВИГАТЕЛЬ В ОДНУ ЛОШАДИНУЮ СИЛУ.



Einer Flasche den Hals zu brechen

ist löbliche Privatsache. Kisten voller Flaschen zu Scherben werden zu lassen, ist Angelegenheit des Sowjet-Speditions-Gewerbes, dessen Unfähigkeit die russische Zeitschrift „Krokodil" verspottet.



Unter den Hammer gekommen.

Die russische Zeitung „Prawda" wendet sich in ihrer Spottzeichnung gegen die barbarischen Ausbesserungsmethoden in der russischen Industrie, die auf möglichst einfachem Wege möglichst großen Schaden anrichten.

Links:

Potemkins Dörfer leben noch!

Um der Kaiserin Katharina einen blühenden Zustand der Krim vorzuspiegeln, zeigte ihr vor 150 Jahren der Reichsfürst Potemkin zum Schein bevölkerte Kulissen-Anwesen Wie die moderne Sowjetkarikatur uns lehrt, haben sich diese Prinzipien nicht geändert. Mit dem Pappdeckel-Wohlstand der Industrie hält der Zeichner hinterm Berge, im Vordergrund zeigt er die schiefe Bahn der Schlotgenossen.



Links:

Hier werden Wässerchen getrübt.

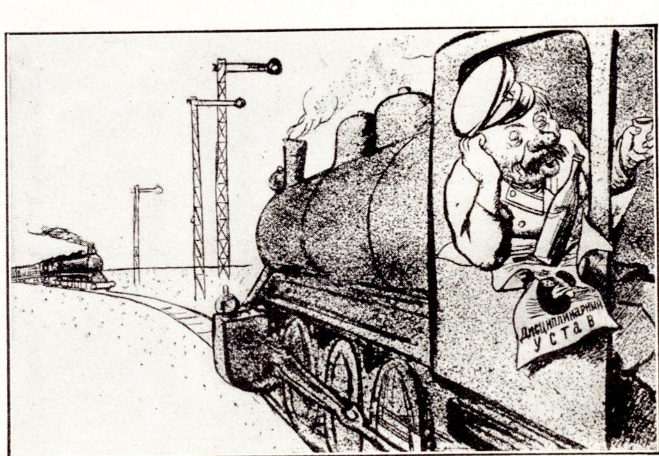
Genosse A.: „Towarischtsch, bist du irrsinnig, im Benzinlager zu rauchen?"

Genosse B.: „Nitschewo, Brüderchen. Erstens brennt der Tabak nicht, zweitens brennen die Zündhölzer nicht, und drittens brennt der Brennstoff nicht!"

Rechts:

UdSSR. auf dem richtigen Schienenwege.

Eine Verhöhnung der Gleichgültigkeit, Disziplinlosigkeit und Mißachtung aller Vorschriften durch russische Eisenbahner. Wenn die „Prawda" durch ihre Veröffentlichung solche Vorgänge glossiert, wie mag es dann in Wahrheit im „Sowjetparadies" aussehen?!



EIN DOPPELTER SCHNAPP-SCHUSS

Glück muß man haben; hier hatte es der Photograph, der den das Flußwehr anspringenden Lachs im Scheitelpunkt des Bogens auf den Film bannte, und zugleich „Jack“, der vierbeinige Sportfischer, der sich die wohlschmeckende Beute aus dem Wasser holte. Im Ettrickfluß bei Philiphaugh (Schottland) befindet sich ein Wehr, das von den in der Laichzeit flußaufwärts ziehenden Lachsen und Forellen nur sprungweise



überwunden werden kann. Diesen Umstand macht sich der Hund „Jack“ zunutze, wenn er einen besonders wohlschmeckenden Fang machen will. Schon längst hat er sich die Fertigkeit erworben, aus seichtem Wasser allerlei Fischzeug zu fangen; aber mit den Erfolgen wuchs der Ehrgeiz und Appetit. Mit Vorliebe sucht er das Wehr auf, um die springenden Fische zu schnappen. Und wenn auch so mancher der Gejagten fixer ist als der vierbeinige Fischer, so kommt „Jack“ doch auf seine Kosten, wie das untere Bild beweist.

Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Verlag: Franz Eher Nachf., G. m. b. H., München 2 NO, Thierschstraße 11, Fernsprecher 20 6 47 und 22 1 31. zwischen 12—2 Uhr 22 1 34. Drahtanschrift: Eherverlag München. Bezugspreis in Deutschland durch die Post monatlich 80 Pfennig; bei Zustellung ins Haus 86 Pfennig; durch Umschlag M. 1.45; bei Lieferung durch Zeitschriftenvertriebe kostet die Einzelnummer des Illustrierten Beobachters 20 Pfennig zuzüglich 2 Pfennig Zustellgeld. Postscheckkonto: München 11 346; Danzig 2 855; Wien 79 921; Prag 77 303; Schweiz, Bern Postscheck III 7 205; Warschau, Polen 194 121; Budapest 13 532; Beograd 68 237; Bukarest 24 968. Bank: Bayer. Hypotheken- u. Wechselbank München, Filiale Kaufingerstraße; Bayerische Gemeindebank, Girozentrale, München, Brienner Straße 49; Bank der Deutschen Arbeit AG., München; Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft, Filiale München, Depositenkasse Maximilianstraße. Der Illustrierte Beobachter erscheint wöchentlich am Donnerstag. Schriftleitung München 13, Schellingstraße 39—41, Fernruf 20 7 55 und 20 8 01. Hauptschriftleiter: Dietrich Loder, München; Stellvertreter und Berliner Schriftleiter: Dr. Hans Diebow, Charlottenburg; verantwortlich für den Anzeigenteil: Georg Kienle, München. / Druck: Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn KG., München. / Für Bild- und Texteinsendungen, die ohne Anforderung eingeschickt werden, übernimmt die Schriftleitung keine Verantwortung. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt und Text und Bilder genaue Anschriftsvermerke tragen. Bei jeder Bildeinsendung aus dem Leben der Bewegung muß die kostenfreie Nachdruckerlaubnis des Photographen mit eingereicht werden. D. A. III. Vierteljahr 1936: über 685 000 Stück Anzeigenpreis laut aufliegender Preisliste Nr. 3
ABCDEFI